UC-NRLF
$B 614 752

Im Feuer von Brüsewitz

Roman v. J. R. zur Megede

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class 872
M49b
b

Das Blinkfeuer von Brüsterort

Von Johannes Richard zur Megede sind im gleichen Verlage erschienen:

Kismet. Frühlingstage in St. Surin — Schloß Tombrowska. 7. Tausend.
Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Unter Zigeunern. Roman. 5. Auflage. (7. Tausend.)
Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—

Quitt. Roman. 14. bis 16. Tausend.
Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—

Von zarter Hand. Roman. 2 Bände. 7. Auflage.
Geheftet M. 6.—, gebunden M. 8.—

Félicie. Aus den Briefen eines Thoren. 5. Auflage.
Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Trianon und andere Novellen. 5. Auflage.
Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Der Ueberkater. Roman. 8. Auflage.
Geheftet M. 5.50, gebunden M. 6.50

Modeste. Roman. 9. bis 11. Tausend.
Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

Josi. Drama in fünf Akten.
Geheftet M. 2.50, gebunden M. 3.50

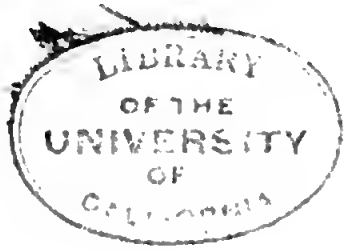
Das Blinkfeuer von Brüsterort

Von

Johannes Richard zur Megede

Neunte Auflage

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt
1908



GENERAL

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen, vorbehalten
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Digitized by Google

PT 2625
E22
B55
1908
MAIN

Frau Elsa Mutzenbecher
geb. v. d. Meden

in Freundschaft

der Verfasser

208047

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF

Erstes Kapitel.

„Bitte, die Billette nach Königsberg!“

In dem engen Korridor des Schlafwagens ſtanden die Reiſefiebernden bei ihren Kofferburgen. Die Kabinen weit geöffnet — der ekle Matratzengeruch, die wüſte Unordnung nach einer Reiſenacht. Hie und da hockten noch mißmutig Ruſſen auf den Polſtern, die ewige Zigarette mit dem Rieſenmundſtück in der ſchlaffen Mundecke; es waren breite, graue ſlawiſche oder matte, feiſte orientaliſche Geſichter — die Charakterköpfe der öſtlichen Eilzüge. Der Trinkgeldſchaffner turnte raſch und freundlich durch alle Hinderniſſe.

Am letzten Fenſter lehnte ein Herr läſſig, elegant. Es war ein Junimorgen. Seit dem grauenden Tag hatte er hier geſtanden und die dämmernde Ebene an ſich vorüberfliegen ſehen — in den Roßgärten die weidenden Pferde oder die

zum Wiederkäuen niedergethanen Rinder, die grauen Dörfer, die duftenden Aehrenfelder und hüben und drüben den dunkeln Wald. Es war die Heimat, die er Jahre nicht geſehen. Er ſchaute und ſchaute, aber das Auge blieb verſchleiert und kalt. Als der Schaffner zu ihm kam, ſagte er nur über die Schulter weg: „Beſorgen Sie mir in Königsberg einen Kofferträger!"

Der Mann blinzelte nach dem Coupé, wo elegante Gepäckſtücke achtlos umherlagen, und ſagte höflich: „Jawohl, Herr Baron!"

„Stimmt nicht ganz," antwortete der Fremde kühl und wandte ſich wieder nach draußen.

Zwiſchen Kiefernwald lugte das Friſche Haff hervor, die bleifarbene Flut luſtig gekräuſelt, am Ufer ein wiegender Kahn, in dunſtiger Ferne die gelben Dünenberge der Nehrung. Der Zug raſte weiter. Dann tauchten aus weiter Ebene die Vorläufer einer großen Stadt auf: rote Fabrikſchornſteine, trübſelige Häuſermaſſen, die häßliche Mietskaſerne neben dem niedrigen, langgeſtreckten Landhaus. Am Horizont zwiſchen ſpärlichen Kirchen das düſter mächtige Bollwerk des Ordensſchloſſes. Der Fremde ſchaute wie gebannt ... Das Schloß, die Ebene, der Kindertraum ...

Sollte mit der Erinnerung wieder die Jugend ſproſſen? Seine Naſenflügel bebten. Es war, als ob er ſehnſüchtig ſuchte — und nicht fand. Er atmete auf, lang und ſchwer ... Jetzt ein grasbedecktes Fort mit exerzierenden Soldaten, der finſtere Feſtungswall. Die Zugräder knarrten unter der Bremſe. Der Mann ſchaute flüchtig auf ſeinen Anzug. Er war ganz engliſch gekleidet. Eine ſchlanke Figur, ein hartes, hochmütiges Geſicht, aber weiche, dunkle Augen.

In Königsberg ließ er ſein Gepäck auf der Bahn. Er ſchlenderte durch die Straßen, an den Speichern vorbei über die Brücken. An der letzten mußte er warten. Sie war aufgezogen. Ein Segelſchiff glitt durch, und der trübe, gelbe Fluß murmelte. Die Brücke fiel.

„Dühling!“ rief da ein Kavallerieoffizier von dem andern Trottoir herüber. Der Fremde zuckte nur mit dem Ohr und ſah nach der entgegengeſetzten Seite. Auch der Offizier merkte, daß er ſich geirrt. Der Bekannte, den er meinte, konnte unmöglich ſchon graues Haar haben.

Der Fremde ging raſcher. Er war ein wenig rot geworden. Nach dem Morgenbade frühſtückte er in einem Hotel, aber allein, er liebte das.

Bei der Suppe zog er einen Brief hervor, einen alten Brief von einer viel korreſpondierenden Damenhand. Er las ihn, las ihn wieder. Ein Wort küßte er, er that's flüchtig, verſtohlen. Es war ja auch ſo thöricht und paßte eigentlich gar nicht zu dem Mann. Dann ſah er träumend durchs Fenſter. Dicht vor ihm hob ſich das alte Ordensſchloß, aber er ſah es kaum. Als der Kellner mit dem Fiſch kam, winkte er nur nervös, er hatte keinen Appetit mehr. Er begann im Zimmer auf und ab zu wandeln, ſchnell, lautlos. Da war ſie wieder, die Leere, die ſchreckliche Leere, die kein Wein, kein Weib mehr dauernd zu bannen vermochten! Sie kam an jedem Tage einmal über ihn; wie ein ſchleichend Fieber heut, wie ein Deliriumsanfall morgen, aber ſie kam. Seit Jahren ſcheuchte ſie ihn von Ort zu Ort. Nicht Nerven! Das Leiden ſaß tiefer. Dieſe Leere hatte eine Frau in ſeinem Herzen zurückgelaſſen. Und im Gehen ſprach er nach der Art Einſamer zu ſich ſelbſt: ‚Du biſt doch ein Mann, Georg! Was nicht zu ändern iſt, vergißt man . . . Du kannſt nichts dafür, ſie kann nichts dafür . . . Es war eben Verhängnis.‘

Und wieder ſtand er auf dem Punkte, weit wegzufliehen, — die ewige, feige Flucht! Aber war es die Heimat, die ihn heimlich mit weichen Armen umfing, war es die Vernunft, die dem thörichten Flüchtling doch einmal Halt gebot? Er ſagte nur kurz und hart: ‚Alſo meinetwegen! Ich bleibe den Sommer hier ... Das Dummſte iſt ja immer das Beſte.‘

Er klingelte dem Kellner. „Geht die neue Bahn ſchon nach dem Samland?“

„Nein, erſt nächſten Monat.“

„Na, denn telegraphieren Sie nach R. ans beſte Hotel. Ich will ein gutes Zimmer, aber Seeſeite. Koſtenpunkt gleichgültig ... Und um drei Uhr einen Wagen, anſtändige Pferde, nicht eure Droſchkenſchinder, die den Schloßberg kaum 'raufkommen.“ Der Kellner lächelte. „Uebrigens das Zimmer auf den Namen: Dühling.“

Am Nachmittage fuhr ein Jagdwagen mit zwei Füchſen durch das gotiſche Feſtungsthor.

Es war ein ſchöner Tag, am hellen Himmel die warme Sonne, von der See her der fächelnde Wind. Die Pferde trabten ſcharf. Mählich verſank die Stadt. Die Ebene dehnte ſich, ſo lachend, ſo jugendfriſch! Das reifende Korn wogte

weich, die Wieſen dufteten ſüß. Von den Bäumen an der Landſtraße piepſten die Sperlinge frech. Georg von Dühling ſchaute hinaus. Es war ihm wohler ums Herz, freier. Die Heimat! Für Augenblicke bannte ihr Zauber doch ... Zwar gerade hier hatte ſeine Wiege nicht geſtanden; er kannte das Samland kaum, dieſe dürftige Bodenwelle zwiſchen Haff und Haff, wo die hohen Dünen ſtumm und weiß landeinwärts wandern, wo der feine Seeſand mit dem Wind die Felder überrieſelt. Er war aus der Niederungsnähe. Die dunkle Scholle glänzt da fettiger, ſchwerer, die Wieſen ſproſſen da ſaftiger. Aber es war doch dieſelbe uferloſe Ebene, derſelbe laſtende Himmel, auf den Weiden trotteten träge dieſelben ſchwarzbunten Kühe, hoben dieſelben feinen Fohlenköpfe ſich wiehernd. Und die Luft ſo rein, das Licht ſo groß! Der Reiſende bedauerte den jähen Entſchluß nicht, er wunderte ſich vielmehr, daß er ſo ſpät erſt der Heimat gedacht. Aber er wußte auch, daß ſolche Eindrücke nicht dauern, daß dieſelbe Leere ſich wieder auf die lachende Ebene ſenken würde. Und weil er das genau wußte, genoß er haſtig wie ein Kind. Die weiße Chauſſee zog ſich endlos hügel-

auf, hügelab zwiſchen Feld und Wald, zwiſchen Heide und Sumpf. Spärliche Dörfer, auf der Straße wenig Fuhrwerke, nur magere Bauernklepper, die trotzig mit dem Kopfe ſchüttelten, wenn die Füchſe ſie überholten oder die ſchweren Strandjournalieren, wie Planwagen gedeckt und mit dem Hausrat von Badegäſten beladen. Es war kein reiches Bild, aber es war doch eine einfache Poeſie darin, und Georg von Dühling ſah faſt feindlich auf den friſchgeſchütteten Damm der Strandbahn, den ſie kreuzten, auf einen zierlichen Bahnhof und das neue, häßliche Stadtwirtshaus, das ſich an die alte, gemütliche Straße drängte. Das waren alles Eindringlinge ... Nur einmal hielten die Füchſe Raſt. Es war ein behäbiges altes Dorf und ein behäbiger alter Krug. Vorn die hölzernen Krippen und zwei gemächlich kauende Frachtpferde, im Bauerngarten die Geißblattlaube, der wackelige Tiſch, die gackernden Hühner. Und über allem ein ſo altväteriſcher, wohlthuender Hauch; ſelbſt der Poſtillon, der eben vorfuhr, blies ſein Horn gefühlvoll, wie in alten Zeiten. Georg von Dühling ſaß in der fliegenbeſäten Gaſtſtube und trank Warmbier, obgleich es gar nicht kühl war.

Aber das Warmbier gehörte nun einmal zu dem Krug, und er fand es natürlich.

Das Dorf hatte in einer fruchtbaren Mulde gelegen. Jetzt ging's ſanft bergauf. Oben wehte es ſchärfer, kühler, das Seeſalz tränkte die Luft. Die Küſte! Im hellen Licht blaſſe, dürftige Weiden, kümmernder Wald, das Blaugrün der Lupine und ärmliches, frühreifes Sommerkorn. Der Sand baute hier ſeine Dünenburgen, und die Ackerkrume erſtickte langſam unter den weißen, rieſelnden Atomen, die jeder Wind landeinwärts trug. Es war ein mühſeliger Kampf, ein ſterbend Leben, immer zaghafter, elender, bis zu den Küſtenhängen ſelbſt, wo das ſtruppige Strandgras rauſcht, der Wacholder wuchert und wie Inſeln im Sandmeere Birkengeſtrüpp und krüppelige Kiefern über den weißen Dünenwällen ſich heben. Dahinter blinkte das Meer, die Sonne lag darauf und malte heiße, gleißende Lichter. Der Kutſcher knallte mit der Peitſche, die von langer Fahrt müden Tiere legten ſich noch einmal zum vollen Trabe aus, ſie witterten den Stall.

Ein kleiner Badeort, mehr Küſtendorf, Fiſcherkaten und Bauernhäuſer gemiſcht. Der Strand hier war ſchwierig, das Meer arm, und die

Aecker nährten nur kümmerlich den Mann. Das alte Hotel ſtand im Garten, die Kurkapelle ſpielte, und um den Birnbaum drehte ſich die Jugend im Tanz. Doch der Baum war alt und verdorrt, und nur die Tradition hielt ihn noch heilig. Liebespaare mußten unter ihm getanzt haben, das gab Glück in der Ehe. Georg von Dühling, der nur ein halbes Herz für Lämmerhüpfen ſich bewahrt hatte, ſah flüchtig hin und fragte gleich nach ſeinem Zimmer. Der alte Wirt grüßte mürriſch, und im Gaſtzimmer lagen noch unordentlich die Servietten vom Mittag umher. Verwundert ſah Dühling das muffige Gemach nach dem Hof 'raus, in das man ihn wies. Das Stubenmädchen begriff nur ſchwer, daß man auch am Tage Waſchwaſſer brauchen könne. Und höflich nach einem beſſeren Zimmer befragt, antwortete der Wirt recht großſpurig: „Die Herrſchaften, die bei mir logieren, ſind immer mit ihren Zimmern zufrieden geweſen." Aber Dühling maß den Dreiſten von Kopf bis zu Fuß. „Habe ich Sie danach gefragt?" ſagte er ſcharf. „Ich danke für Ihr ganzes Hotel! Und wenn Ihre Herrſchaften mit ſo einem ſchmutzigen Loch zufrieden ſind, dann ſind's wohl auch die Herr-

ſchaften danach.“ Der Wirt war ein ſtarker, brutaler Kerl und der Gaſt nur ſchlank und mager, aber er hatte in Wort und Miene eine Art, die auch ſchon weit Stärkere eingeſchüchtert hatte.

Erſt ärgerte Dühling ſich über den Zwiſchenfall, dann ſchlug er mit dem dünnen Spazierſtock einen Lufthieb: „Ach was! Vielleicht liegt in dieſer Lächerlichkeit wieder mal mein Schickſal ... Ich gehe einfach nach K., da iſt's noch einſamer, und ſicher ärgert mich da kein bekanntes Geſicht ...“ Dem Namen nach kannte er die kleinen Seebäder an der Samlandküſte längſt. Ein Mann wies ihm auch bereitwillig den Weg: über Land eine knappe Stunde, am Ufer zwei gute, weil der Sand ſo tief ſei. Und auf der Düne wohne man am beſten.

„Alſo auf nach der Düne!“ Den engliſchen Reiſeſack ſchickte er voran. Er ſelbſt ging zum Strand. Die See ſchwappte träge. Barfüßige Kinder bauten ſich Sandfeſtungen, im Kreiſe ſitzende Mütter klatſchten; der Strickſtrumpf, die Häkelei, der unermüdliche Mund — das Kleinſtadtidyll am Meeresſtrand. Auch Georg von Dühling wühlte ſich in den Sand und ließ die

feinen Körner durch ſeine Finger rinnen. Zur Rechten und zur Linken die hohe Küſte, freundlich, weiß und grün. Der Dünenwall ſchwang ſich im anmutigen Bogen, mit ſanften Buchten, riſſigen Schluchten, ſtumpfen Kaps bis hinüber zum ſchlanken Leuchtturm von Brüſterort, der auf dunkler Landzunge wie auf einer Rieſenmole in die Oſtſee hinausragte. Es that dem Auge ſo wohl und dem Herzen auch. Georg von Dühling blieb lange liegen. Ein funkelnder Strahlenmantel, breitete ſich das Licht der untergehenden Sonne über die ſpielenden Waſſer, das Geſtirn ſelbſt gelb, dunſtig, ſchläfrig blinzelnd im halben Traum. Die Mütter hatten die Köpfe emporgereckt, ein paar rote Strandhüte leuchteten phantaſtiſch, und dicht neben ihm ſagte ein dicker Bürger im breiteſten Dialekt: „So was Schönes giebt's nur an unſerm ſamländiſchen Strand!“ Der Reiſende lächelte. Ihm, dem Vielgewanderten, ſchien der Ausruf etwas kühn, aber es lag doch eine ſo müde Schönheit über dem träumeriſch flüſternden Meer, daß er ſchönere Sonnenuntergänge vergaß.

Schnell ſank das Licht. Die weichen Dämmerungsſchatten zuckten grau und geſpenſtiſch, die Seebriſe flackerte matt. Darauf begannen die

Dünengräſer geheimnisvoller zu raſcheln, und das Ufergebüſch auf der Höhe ſang. Der Wind war umgeſprungen und wehte vom Land.

Es war hohe Zeit. Am äußerſten Strand, da, wo die kleinen Wellen weiß ziſchend hinaufleckten, ging er. Dort war der Boden am feſteſten, weiter verſank wieder der Fuß wie im loſen Schnee. Dühling klopften die Pulſe, und das Herz ſchlug ſchneller ob der ungewohnten Anſtrengung, dennoch that ſie ihm wohl. Mählich erſtarb der lichte Schimmer am Horizont, die Dünenberge ſtarrten düſterer, geſpenſtiſcher leuchtete der Sand. Hier unten kein Menſch, kein Laut, kein Luftzug ſonſt, nur die graue, nebelige See mit ihrem verſchleiert flüſternden Wellenſchlag, ihren tückiſch aufblinkenden Reflexen. Am Himmel unſicher flimmernde Sterne, und das Blinkfeuer von Brüſterort wie ein großes, rotzuckendes Raubtierauge. Zuweilen blieb der Wanderer ſtehen, zu horchen; es war ſo ſtumm, ſo köſtlich einſam. Da — er war mehr wie eine Stunde gegangen — plötzlich ein Schatten, eine Geſtalt. Eine Frau im weißen Bademantel. Sie mußte im Augenblick aus dem Ufergebüſch getreten ſein. Sie ging einen wiegenden, leichten Schritt.

Wo die ſchwarzen Pfähle, die feuchten Taue des Bades ſich über dem Waſſerſpiegel zeichneten, hielt ſie. Der Wellengiſcht netzte ihren Fuß. Sie ſchaute auf die See, ſie fürchtete keinen Lauſcher; zu dieſer Stunde war der Strand immer einſam, tot. Sie ließ langſam den Mantel von der Schulter gleiten. Keine zwanzig Schritte von ihr der Mann, der den Atem anhielt ... Eine Nixe? Faſt ſchien's. Ein ſchlanker Körper, leuchtende Glieder, über dem feinen Nacken, hell ſchimmernd, das Haar im dicken Knoten. Das Geſicht war abgewandt, es ſchaute nach dem Leuchtfeuer von Brüſterort, das in dieſem Augenblick heller flammte. Eine Welle ſchwappte gierig. Und plötzlich — knirſchte ein verräteriſches Sandkorn, durchzuckte mit dem kühlen Naß ſie ein Grauen? — die Geſtalt wandte ſich jäh. Zwei große Augen ſtarrten den Lauſcher an, heiß zuerſt, dann wie langſam erkaltend, zuletzt glanzlos, tot. Sie ſtand bewegungslos, die Scham mochte ihre ſchönen Glieder lähmend durchrieſeln. Es war nur ein Moment. Dann warf ſie den Kopf verächtlich zurück und ſchritt in die Wellen mit demſelben gemeſſenen, leicht wiegenden Schritt, bis die Flut ſie deckte, nur der weiße Nacken

leuchtete noch und das helle Haar. Mit langen Stößen ſchwamm ſie hinaus ins Meer.

Georg von Dühling zauderte noch, auch ihm rann das Blut heißer. Er war jedoch nicht mehr Knabe genug, um das ſeltſame Abenteuer voll zu genießen, und feiges Lauſchen hatte er nie geliebt. Darum watete er wie beſchämt durch den tiefen Sand, querüber nach dem nächſten Dünenberge. Er war ſteil, und mühſam klomm der Fuß auf der kümmerlichen Grasnarbe. Auf halber Höhe hielt er faſt atemlos. Unwillkürlich wandte er ſich um. Die nächtliche Schwimmerin war nur noch ein heller Punkt, der in der grauen See trieb.

‚Schöner Körper und ſchöne Augen,‘ ſagte er vor ſich hin. ‚Ob ich ſie wohl wiedererkennen würde? Vom Geſicht habe ich keine Idee, ich ſah nur die Augen. Eigentümliche Augen, wie ſie ſo langſam erloſchen ... Solche Augen müßte man eigentlich immer wiedererkennen ...‘ Und während er weiter kletterte, fühlte er ſeine Sinne ganz erwachen, ſeine feinen Sinne — dieſer untrügliche Inſtinkt für die Frau, dieſer Durſt nach ihr, dieſes Suchen ... Er war nicht von der Menge. Einſt war das ſein Stolz, der längſt gebrochene ... Einmal hatte eine Frau in ſein

Leben gewaltig gegriffen, die Wunde blutete noch. Sollte es noch eine Frau geben, dieſe Wunde zu ſchließen? Er ſchüttelte den Kopf. Den thörichten Glauben an Wunder hatte er längſt nicht mehr.

Oben auf der Höhe wehte es friſch. Auf einem Schmugglerpfad zwiſchen Wacholder und feuchtem Heidekraut ſchritt er raſch dahin. Weiterhin loſer Sand, Geſtrüpp, zuletzt ein elender Wald ohne Weg. Er verirrte ſich faſt. Doch bald blinkten freundliche Lichter, Tanzmuſik tönte verſchwommen, er ſtand vor einem einſamen Haus mitten im Grünen. Das Dünenhotel. Ein Zimmer bekam er auch noch, das letzte. Faſt durch ein Wunder, wie der Kellner verſicherte, weil das Haus ſtets überfüllt war und nur heute plötzlich einer hatte abreiſen müſſen. Georg von Dühling blieb in dem dunkeln Garten und aß ein beſcheidenes Abendbrot. Drinnen drehten ſich die Paare, und unſichere Schatten wogten am beſchlagenen Fenſter. Es fiel feucht. Die Seenebel zogen tief, der bittere Duft junger Birken würzte die Nachtluft. Und der einſame Mann ſaß brütend. Er dachte an eine ferne, ferne Frau. Die Nixe war vergeſſen.

Zweites Kapitel.

Am Morgen erwachte er früh. Ein lichtgebadeter Tag. Es war ein einfaches Mansardenzimmer, doch gemütlich und hell, auf dem Tiſche ſtand ein Feldblumenſtrauß. Der Blick ging auf Wald. Im Morgenwind ſpielten die Birkenblätter, und die jungen Triebe der Kiefern leuchteten im zarten Graugrün. Dahinter das Meer ſilberglänzend, klar. Georg von Dühling öffnete das Fenſter. Im Garten unten klirrten Kaffeetaſſen. Junge Stimmen, Lachen. Der ſchmale Weg nach dem Strand ging am Hauſe vorüber. Helle Kleider grüßten herauf, friſche Mädchengeſichter. Seine Toilette dauerte immer lang. Als er hinunter kam, war das Haus faſt leer. Dieſe Frühaufſteher aus der Provinz nahmen den Tag voll und vergnügten ſich bereits in der See oder im Wald. An der ſchwarzen

Tafel im Korridor inſpizierte er die Namen, gleichgültige Namen, kein einziger Bekannter darunter. Gott ſei Dank! Auch „Georg von Dühling, Offizier", ſchimmerte bereits in weißer Kreide. Er lächelte. Der Kellnerinſtinkt hatte doch richtig geraten. Das a. D. malte er ſelbſt ungeſchickt dazu. Eine freundliche, ältere Dame überraſchte ihn dabei, die Frau des Hauſes. Sie erkundigte ſich liebenswürdig, wie er die erſte Nacht an der See geſchlafen habe, und belehrte ihn, daß die Dünenvilla nicht etwa ein Hotel, ſondern ein Penſionat ſei, daß man fünf Mahlzeiten nehme, und daß ſie in ihrer Jugend einen Herrn von Dühling auf Berten ſehr wohl gekannt habe.

Der Gaſt kniff nur die Lippe und ſagte: „So?", um dann etwas höflicher hinzuzufügen: „Fünf Mahlzeiten? Da kann ich nicht mit, gnädige Frau. Außer dem Kaffee zwei ſind mir reichlich genug."

Die Dame zuckte die Achſeln: „Ja, die Herrſchaften verlangen's nun einmal, namentlich das zweite Frühſtück. Und Sie ſollten mal ſehen, wie heißhungrig die Jugend nach dem Bade darüber herſtürzt. Aber es freut mich auch, ich freue mich

überhaupt, wenn es den Gäſten ſchmeckt, denn die Küche dirigiere ich. Und die Seeluft macht Appetit! Sie werden das noch an ſich ſelbſt erfahren. Und es ſollte mich freuen, wenn Sie nach einigen Wochen etwas wohler ausſehen als jetzt!" Sie ſagte das in einer feinen hausmütterlichen Art, die wohl that.

„Ich hoffe auch, gnädige Frau," antwortete er freundlich. Der Kellner Karl hatte ſich dazu geſellt; liſtig blinzelnd, die Hand in der Hoſentaſche ſpielte mit den Biermarken. Und als die Frau ging, erklärte er vertraulich:

„Aber Sie können alles kriegen bei uns, Herr Rittmeiſter, wie in einem Hotel, nur billiger. Wir haben nämlich meiſtens Damens hier, und die ſind auf die Dittchens, herrjeh! Wenn nicht noch die Paſſanten wären, könnte unſereiner gar nicht beſtehen!"

Im Garten wartete bereits der Kaffee, ein guter Kaffee, der überreichlich dem Meſſinghahn einer altmodiſchen Maſchine entſtrömte. Die Schenkin war ein hübſches junges Ding aus dem Dorf, mit etwas thörichten Augen, — ſie hatte noch niemals eine Eiſenbahn geſehen. Nach all den Modebädern, den luxuriöſen Winterkurorten mal

etwas ganz andres, etwas Urſprüngliches, ein Küſtenort mit reiner Luft und einfachen Menſchen. Die Villa, ein rieſiges Schweizerhaus, turmgekrönt, mit großen Balkons und langer Glasveranda, ragte gar luftig und frei auf der Düne. Der gelbe Sand ringsum glänzte feſtlich in der Sonne, das zarte Birkengeſtrüpp ließ darauf ſeine zitternden Schatten ſpielen, und kleine Tannen zwiſchen duftendem Heidekraut kämpften zäh gegen die rieſelnde Körnerflut, die ſie immer wieder in weißen, heimtückiſchen Wellen begraben wollte.

Auch Staketlauben hoben ſich aus Sand und Buſch, ein ſchrecklich ſteifes Sommerhaus darunter mit farbigem Fenſter und einem philiſtröſen Blumenbeet. Aber hinter der Villa, wo am Holzgalgen der Spielring auf den Haken klirrte, hatten die Jungen ein tiefes Grab geſchaufelt und waren bald ernſthafte Totengräber, bald trotzige Ritter im Verließ. Wenn nicht vor dem Haus um das wehmütige Roſenrundell die vielen Gartentiſche geſtanden hätten mit den bunten, flatternden Decken und den Bieruntersätzen, und wenn nicht das weiße Schild am Eingang den Paſſanten allerlei Erfriſchungen verheißen hätte,

würde man vielmehr eine vornehme Privatvilla vermutet haben. Und jetzt noch ſtarrten mißtrauiſche Fremde auf die Inſchrift und ſahen die bunten Illuminationslämpchen verwundert an ihrem Draht ſchwanken, ehe ſie mutig eintraten oder ſchüchtern weitergingen.

Allmählich ſtellten ſich die erſten Frühſtückshungrigen ein. Junges Volk. Die Mädchen mit friſchen Farben, das Haar aufgelöſt, noch feucht vom Bad, und hoffnungsvolle Jünglinge mit ſchlackrigem Gang und etwas ausgewachſenen Hoſen. Sie lachten und ſprachen laut, und die Mädchen ſchlenkerten die weißen Baderollen. Ab und zu äugte ein hübſches Kind nach dem Fremden. Denn ein Fremder war hier immer Ereignis. Dann ſtieß ſie wohl die Nachbarin an, ſie ſteckten die Köpfe zuſammen und tuſchelten und kicherten verſchmitzt. An den Tiſchen bildeten ſich Gruppen. Die Buttermilchkanne wanderte die Reihe herum, aus dem braunen Fell löſte ſich einladend das mattgelbe Fleiſch der geräucherten Flunder, weiche Eier wurden beklopft, und mit kleinſtädtiſchem Mißtrauen prüften die Hausfrauen, ob ſie auch friſch ſeien. Die Mädchen aßen haſtig, die ſorglichen Mütter dazwiſchen mit

Bedacht, ein paar alte Jungfern langſam oder zerſtreut, von melancholiſchen Phantaſien getragen. Aber die Gymnaſiaſten ſaßen ſtolz für ſich, das Männerbier perlte, und der Kneifer wurde kühner geſetzt, wenn ſie mit Siegerblick nach den kleinen Mädchen hinüberſchauten. Jungens tobten bereits mit der Klappſtulle durch den Garten, das Kriegsgeheul gellte, und am Holzgalgen ſchwang ſich der Ring.

Es war wahrlich keine blaſierte Geſellſchaft, und Georg von Dühling fühlte ſich unter dieſen Provinzlern ein wenig fremd, und wiederum ſchienen ihm die Stimmen und die Geſichter vertraut. Auf dem Strandwege draußen flutete ein beſcheidener Menſchenſtrom. Alle ſchauten nach der Villa, neugierig, vielleicht neidiſch die einen, etwas verächtlich überlegen die andern. Seit vorigem Jahr beſtand ein heimlicher Zwiſt: ob die luftige, elegante Dünenvilla auf der Höhe vorzuziehen ſei oder die alten Gaſthäuſer im Dorf. Die Jugend plaidierte leidenſchaftlich für die Düne, weil der Strand ſo nahe und der Blick freier, aber die alten Familien erklärten im maßgebenden Oſtpreußiſch, daß der Teich und der Zauberwald unten im Dorf weit ſchöner ſeien,

und daß eine dreißigjährige Badegaſttreue Beweis genug dafür wäre. Doch Gefühle ſind wandelbar und Menſchen wankelmütig. Die Villa galt heute bereits als der aufgehende beſſere Stern. Eine feſte Fronde bildeten nur noch unfehlbare Gymnaſialprofeſſoren und die Wirte.

Der Kellner Karl kam geſchäftig: „Herr Rittmeiſter, ſoll ich Ihnen nicht auch ein bißchen Frühſtück 'rausbringen? Ganz friſche Flundern," und er zwinkerte freundlich.

Dühling dankte lächelnd. Dieſe Provinzart wurde ihm nachgerade ſpaßig.

„Aber, lieber Freund, bitte, nicht Rittmeiſter, ich liebe keine Chargen . . ."

„Na, nehmen Sie's nur nicht übel, Herr Baron . . . die Herrſchaften wollen's hier gerade ſo. Da heißt's immer: Frau Doktorn und Frau Rätin . . ."

Dühling ſtand auf. „Sie ſind unverbeſſerlich, teurer Karl . . . Der Ort iſt doch nicht weit?"

„Nein, rechts und dann um die Ecke und dann links, und dann können Sie nicht fehlen."

Der Gaſt nickte, der Kellner dienerte. In der Gartenthür blieb Dühling noch einen Augen-

blick unſchlüſſig ſtehen. Auf einmal murmelte er verdrießlich: „Auch der noch, — ich danke!“ und bog raſch nach links. Doch nach wenigen Schritten war er ſchon eingeholt, eine Herrenhand ſchlug ihm auf die Schulter. Es war der Offizier von geſtern, diesmal in Reitzivil.

„Tag, Dühling! Wollen mich heut wohl wieder ſchneiden?“

Der Angeredete blieb ſtehen. „Ach ſo, Sie ſind's,“ antwortete er etwas gedehnt. „Tag ... Wieder ſchneiden? Wie ſo?“

„Na, geſtern in Königsberg an der grünen Brücke. Sie waren aber immer ſo, Dühling.“ Und ohne die Antwort abzuwarten, nahm er ihn unter den Arm: „Kommen Sie nach der Bank da! Da müſſen Sie beichten, und hübſche Bälger flanieren da immer.“

Dühling ging geduldig mit. Es war ein lauſchiger, grüner Platz am Strandweg.

Der Neue erwies ſich als ein etwas derber, blonder Beau mit dickem Habyſchnurrbart und Kommißteint. Er hieß Freiherr von Weſtrem. Die beiden hatten dieſelbe Kriegsſchule beſucht, kurze Zeit im ſelben Regiment geſtanden, irgend eine Sympathie verband ſie nicht.

„Nett, daß man ſich mal wiederſieht," ſagte Dühling endlich. „Sie ſehen famos aus, Weſtrem, ungefähr zehn Jahre jünger als ich."

„Nur äußerlich!" erwiderte der andre. „Uebrigens, der weiße Schnurrbart ſteht Ihnen nicht mal ſchlecht ... allerdings mit achtunddreißig Jahren ein bißchen reichlich früh. Zeigen Sie mal die Hand! Natürlich Schnee, Ariſtokrat, genre distingué wie immer." Und er ſchlug dem Kameraden kräftig aufs Bein.

„Meinen Sie?"

„Das waren Sie mal wieder ganz, Dühling! — Meinen Sie? — Ich kenne niemand, der die zwei Worte ſo arrogant ſagen kann ... Aber Scherz beiſeite, wie ich Sie geſtern in Königsberg ſah, ich hätte es nicht für möglich gehalten, daß man ſo ſchnell weiß werden kann."

„Ich ſehe aus wie mein eigner Vater, nicht wahr? Schadet nichts, ich bin auch nicht mehr eitel!"

„Aber blaſiert ſind Sie, Dühling, und das tüchtig!"

„Ach, Weſtrem, Sie reden nur nach, was mir ſchon ſeit meiner Fähnrichszeit nachgeredet wird."

„Wir wollen uns nicht zanken," meinte der andre gutmütig. „Die Zeit iſt edel ... Sagen Sie mal, Dühling, warum haben Sie eigentlich Ihren Abſchied ſo plötzlich genommen?"

„Es paßte mir nicht mehr."

„Na, na, Dühling, das allein?"

Der andre aber fuhr ruhig fort: „Ich habe ja mein Gut, und wenn es auch klein iſt —"

Weſtrem lachte hell auf. „Das glaubt Ihnen ja kein Menſch! Sie und ſich in Litauen auf dem Lande begraben!"

„Und wenn ich es doch thäte ..."

Der andre blinzelte ſchlau. „Wiſſen Sie, wer nach Ihnen Adjutant bei derſelben Kavallerie-brigade geweſen iſt?"

Georg von Dühling ſah den Sprecher groß an: „Sie. Ich leſe doch die Rangliſte."

Der andre blinzelte noch pfiffiger. „Und die reizende Kommandeuſe?"

„Und was hat die Dame mit meinem Ab-ſchied zu thun?" fragte Dühling eiſig.

Da ſetzte ſich der andre ganz dicht heran und ſtieß ihn leicht in die Seite. „Schauſpielern Sie doch nicht, Dühling! Die Spatzen pfiffen's ja von jedem Kirſchbaum ... Und dann iſt

Ihnen die Sache über geworden, und merkwürdig, wie Sie immer waren, pfiffen Sie sofort auf den ganzen königlichen Dienst, der Ihnen doch nichts gethan hatte ... Aber eine Sünde, eine ganz große Sünde war die Frau schon wert ... Famoses Weib!"

Georg von Dühlings blasses Gesicht färbte sich leichenhaft. Er war aufgestanden, und die dunkeln Augen blitzten hart wie Stahl. „Lieber Westrem, wenn böse Zungen sich in der Gemeinheit üben, haben Sie wenigstens die Güte, nicht den Kolporteur zu spielen! Ich kann Ihnen nur sagen: die Frau, die Sie allein meinen können, ist eine vornehme Frau, für manchen Geschmack wohl unverständlich vornehm. Und grade Sie, der Sie die Frau so gut kennen, sollten sich ..." Er sprach den Satz nicht zu Ende und wandte sich mit einem verächtlichen Achselzucken zum Gehen.

Doch der andre eilte ihm sofort nach, er war dunkelrot geworden, und die Stimme zitterte etwas. „Um Gottes willen, Dühling! Doch nur ein dummer Schnack ... Und daß Sie es so tragisch, so scharf auffassen könnten! Ich hab's nicht böse gemeint. Ich habe nun einmal die etwas robuste Art ... Ich nehme natürlich

alles zurück ... Geben Sie mir Ihre Hand, Dühling!"

Dühling that's zögernd und mit abgewandtem Geſicht. Es war ein peinlicher Moment. Und raſches Vergeben und Vergeſſen lag nicht in des Mannes Natur. So oder ſo würde die Sache noch mal ein Nachſpiel haben. Sie ſchritten den Strandweg auf und ab. Dühling ſprach kein Wort, und Weſtrem ſchlug mit der Reitpeitſche nach überhängenden Birkenzweigen.

Vor der Villa trennten ſie ſich. „Ich muß noch einen wichtigen Brief ſchreiben."

„Aber, bitte ſehr, Dühling, bitte ſehr! Hätte Sie noch gerne meiner Frau vorgeſtellt, erwartet mich um zehn drüben im Wald. Schade! Na, wenn Sie länger bleiben ſollten, ſehen werden Sie ſie ſchon mal. Wir eſſen oft hier, aber wir wohnen in einer Villa ziemlich weit ab, das heißt, ich komme alle acht Tage mal von Königsberg 'rausgeritten und markiere den eiferſüchtigen Ehemann." Er lachte etwas gezwungen. „Sie ſind heute wirklich nicht in Stimmung, Dühling ..."

„Das bin ich allerdings nicht." Und ſie ſchieden mit einem höflichen Händedruck.

Die Penſionsgäſte ſahen dem Fremden nach,

als er zwiſchen den Tiſchen dahinſchritt. In der Glasveranda begann er der Form halber eine Anſichtspoſtkarte zu ſchreiben. Er haßte Briefſchreiben; Wichtiges regelte immer der Telegraph. Die Sonne brannte heiß auf den geſchloſſenen Raum. Doch Dühling blieb ſtumpf ſitzen. Da war wieder der Anfall, die Leere, diesmal mit Wermut gemiſcht. Hinter ihm im Eßzimmer klapperten Teller. Da fuhr er nervös zuſammen. Die Frau des Hauſes kam. Er ſtand auf.

„Haben Sie ſich bei uns umgeſehen, Herr von Dühling?“

„Nein, gnädige Frau,“ und er wies auf die unvollendete Karte.

Die Dame lächelte. „Ja, mit dem Schreiben wird das hier nie viel, die Herrſchaften klagen alle ... Aber Sie haben ja noch ſo viel Zeit!“

Viel Zeit und wenig Möglichkeit, ſie totzuſchlagen, das war die Signatur aller dieſer Bäder. Eſſen, ſpazierengehen, ſchlafen, wer dieſe Nervenprobe beſtand, war gerettet. Und Georg von Dühling machte ſich vernünftig klar, daß er es wenigſtens verſuchen mußte.

Er nahm ſeinen Morgenſpaziergang wieder auf. Zuerſt in den Zauberwald. Ein ſtolzer

Name! Die Villa lag mitten drin und überragte ihn, wie ein Schloß ſeine Parkhecken. Geſtern in der Nacht hatte Dühling ſich in dem dunkeln Buſchwerk faſt verirrt, heute hatte ſolche Möglichkeit weniger Schrecken. Der Wald war nur ein Sandmeer mit Hängen und Schluchten, das gelb zwiſchen dem wuchernden Heidekraut vorleuchtete, die braunen Fichten umrieſelte und die weißen Birken. In den Baumſpitzen ſpielte der friſche Seewind, aber unten war's ſchwül. Eine träumeriſche Schwüle. Der Sand brannte, geſchäftig krochen die Ameiſen hin und her. Es duftete nach Harz und Laub. Der Erikageruch zog mit. Und wo der kümmerliche Wald ſich lichtete, blaute das Meer, grüßte der Salzhauch. Dühling wandelte verſchwiegene Buſchpfade, watete im Heidekraut, beſtieg geheimnisvolle Waldhügel. Ueberall derſelbe dürſtende Sand, derſelbe ſtarke Duft, dasſelbe arme Grün. Die Bienen ſummten, Inſekten zirpten. Es war die einförmige Poeſie der Heide um Mittag. Man ſchaut und träumt und ſchlummert ein. Die Kurgäſte kannten wohl dieſen Heidezauber und liebten ihn. Zwiſchen den Kiefern ſchwankten Hängematten, deren Inſaſſen ſchlaftrunken in Büchern blätterten. Ins Heidekraut hin-

geſtreckte Mädchen ſtarrten mit großen Augen zum Himmel. Auf ſchattigem Hügel hatte ſich eine ganze Familie niedergethan mit Kinderwagen und Frühſtückspapieren und einem ſchwitzenden, hemdärmeligen Vater ... Nirgends ein lautes Wort, nur ſchläfriges Flüſtern, heimliches Gekicher. Die duftende Schwüle ſog jeden Ton auf. Und ganz fern verſchwamm der Wellen Schlafmuſik. Es war Dühling einen Augenblick, als wenn der große Pan ſtumm über die Düne ſchritte und alles Leben fühlte den Zauberſtab.

Dühling hatte, nach zielloſem Wandern müde geworden, ſich auf eine Bank geſetzt. Eine alte Dame vertrieb ihn. Erſt huſtete ſie zornig und dann pflanzte ſie ſich ſtumm neben den Eindringling. Es war wohl die ſonderbare Vorſtellung der Kleinſtädterin, daß Plätze, die ſie ſich auserkoren, ihr auch endgültig gehören. Der Eindringling war aber nicht bösartig und trollte ſich bald. Dabei geriet er in eine tiefe, loſe Sandwelle. Dahinter ein Hügel mit alten Kiefern. Als er ihn erſtiegen hatte, ſchauten die roten Dächer des Dorfes durch das Grün. Der kleine Ort lag im engen Thal, von Wald geſäumt. Der langgeſtreckte Spiegel eines Sees blitzte. Ein

friedlich Bild. Unten klapperte eine Mühle, floß träge das Fließ. Nichts verriet die nahe See... Vielleicht hatten die alten Gäste doch recht mit ihrer Vorliebe für das bescheidene Idyll. Am See standen uralte Linden, Bänke darum. Rechts zog sich die sandige Landstraße hin. An ihr entlang das Dorf, sanft die Dünenhöhe emporsteigend, geborgen in Busch und Grün. Auf dem jenseitigen Ufer hoher, dunkler Kiefernwald, die Stämme leuchteten gelb in der Sonne.

Dühling blieb bei den Linden. Man konnte da die ganze Länge des Sees sehen und wie seine frische Flut bis ins Feld hinaus blinkte. Seerosen schwammen, die Sonne blinzelte ins helle Naß. Es roch nach Wasser und Kühle. Mädchen in Sommerkleidern ruderten lachend und ungeschickt einen großen Kahn. „Die Heimat ist doch schön!" sagte der Vielgereiste ehrlich. Und der See blinkte freundlich und der Wind fächelte Dank... Auf der Landstraße ging ein Paar Arm in Arm. Dühling schielte hinüber. Es waren Westrems; der Mann sprach angelegentlich auf seine Frau ein. Vor den Linden bogen sie ab. Dühling sah ihnen nicht nach. Er saß mit gekniffener Lippe. Und dann fiel ihm ein, daß er

einmal ein Bild von dieſer Frau geſehen, — es war lange her, und ein überglücklicher Bräutigam zeigte es damals im Kaſino herum. An dem Bilde hatte ihn etwas ſehr gefeſſelt. Er hatte keine Ahnung mehr was, nur das Lachen der Kameraden hörte er noch und den Ausruf: „Natürlich, der unfehlbare Frauenkenner!“ Und er dachte weiter, daß dieſer Weſtrem wohl gerade jetzt die Begegnung von vorhin haarklein erzählte und daß man ein teures Andenken wieder mit Füßen trat. Ja, die Wunde blutete noch immer, aber er ſtarb nicht daran.

Der Kahn mit den Mädchen ſtieß hier ans Land. Und während ſie vorübergingen, ſagte eine laut: „Haſt du eben geſehen? Das war der ſchöne Rittmeiſter von Weſtrem. Er kommt immer von Königsberg 'rübergeritten, und ſie ſoll ihn gar nicht ſo ſehr mögen ... Das kann ich mir aber nicht vorſtellen!“

Und Dühling murmelte bitter: „Ihr ſeid jetzt ungefähr zehn Jahre verheiratet, und da kommt man ſich ganz nahe, oder man ſcheidet ſich ganz ... Ich möchte dir etwas wünſchen zum Dank für heute, alter Freund ... Aber die Frau wird wohl genau ſo ſein wie der ſchöne Mann.“

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Drittes Kapitel.

Wochen vergingen. Georg von Dühling war geblieben. Die gelinde Neugier für den Neuling hatte ſich gelegt. Bei den gemeinſamen Mahlzeiten erwies er ſich als etwas ironiſcher, gleichmäßiger Tiſchnachbar. Den Penſionsausflügen blieb er fern, den obligaten Sonnenuntergängen auch. Die kleine, unſichtbare Mauer, ſie umgab ihn überall, und man reſpektierte ſie ſtets.

Ihm ſelbſt bekam der Strand über Erwarten gut. Er badete, er aß, er ſchlief. Mehr verlangte er vorläufig vom Schickſal nicht. Und nach langen Irrfahrten in der großen Welt that ihm vielleicht dieſe kleine wohl, wie dem Feinſchmecker zuzeiten das Schwarzbrot. Er war immer ein ſcharfer Beobachter geweſen, ein Menſch von düſterem Humor. Dieſe Anlage kürzte ihm auch hier die Stunden.

Von der allgemeinen Vorſtellung hatte man ihn dispenſiert. Seine Tiſchecke genügte ihm vollkommen. Er ſaß zwiſchen zwei Damen — die eine jung, hübſch, liebenswürdig, mit jener überſchäumenden Lebensfreude, der der Himmel immer blaut, die Sonne immer lacht. Er beneidete ſie, und wiederum that ſie ihm leid. Die Schatten ſenken ſich ſchwer auf jedes Leben, doch nur wie leichter Nebel wallen ſie um ein jugendfriſches Haupt. Die andre mochte er nicht. Sie hatte blanke Augen und war an den Schläfen ergraut und gab ſich Künſtlerinnenairs, weil ihr Bruder Architekt war. Dann kam noch eine Künſtlerin, dann noch eine, dann noch eine, aber er vermochte nie recht zu unterſcheiden, ob die mit dem Hardenbergprofil ſpielte oder die mit dem Wogebuſen ſang. Eines Tages entführte ſie die Strandjournaliere. „Zu einer ſehr bedeutenden Zukunft,“ — wie der alte Stadtrat geheimnisvoll jedem Penſionsgaſt zuflüſterte. Er war ſonſt ein kleiner, äußerſt beweglicher Herr, Schöngeiſt und Schwätzer zugleich. Seine gutmütige, dicke Frau ſtukſte ihn immer freundſchaftlich zurecht, denn ſie lebte in bebender Angſt, daß ein bösartiger Schriftſteller am Mitteltiſch — er zeigte ſich in

Wahrheit als harmlos und ſchrieb für Familienblätter — ihren Gatten einmal abmalen könnte oder ihren Neffen, den jungen Arzt, den die unkontrollierbare Mär von vielen geküßten und nicht geheirateten Mädchen magiſch umfloß. Dann ſah Dühling noch auf eine kluge alte Frau mit viel Geld und feinem Witz. Sie hatte zur Zerſtreuung ihre Nichte mit, eine abgeblühte Blondine mit ewig feuchten Augen, die Mondſcheingedichte ſchon zu Mittag deklamierte und der Reihe nach allen Heiratskandidaten der Penſion gefährlich geworden war — dem frauenfeindlichen Gymnaſialdoktor durch Virgilſtellen, dem Archivar durch das Weſſobrunner Gebet. Nur den Schriftſteller verachtete ſie — und dies mit Recht. Jetzt richten ſich ihre feuchten Augen liebevoll auf einen reiſenden Künſtler. Und das Fremdenbuch gab poetiſche Aufſchlüſſe über ihre einſame, ſuchende Seele. Doch ſie dichtete glücklos. Er hatte zwar einen ſtarken Adamsapfel und einen blonden Malerbart, und er liebte ganz ſicher die Frauen, aber ganz ſicher die Ehe nicht . . .

Das waren Dühlings erſte Tiſcheindrücke und ſeine Art des Sehens. Noch von jeder Reiſe hatte er ein kleines Album mit ſolchen Charakter-

köpfen mitgebracht — er that's ganz unwillkürlich, und die harten, ſcharfen Linien, die er zog, verwiſchten ſich auch in der Erinnerung nicht. Es war viel vorteilhafter, hinter ſeinem Rücken zu ſitzen. Wenn er mit halbzugekniffenen Augen langſam über den langen, weißen Schnurrbart ſtrich, hatte er immer eine Silhouette genommen. Die letzte, die er vom erſten Mittag mitnahm, war ein Kalkulatorspaar aus einem keinen Neſt. Sie war früher ſicher ſehr hübſch geweſen, ein Kokottengeſicht mit feingeſchnittener Naſe, jetzt kalkte ſie unbarmherzig, und ihre koſtbare Matinee ſchleifte wie bei einer Theaterprinzeſſin über den Strandweg. Sie konnte ſich nicht entſchließen, alt zu werden. Alle ſahen das, nur der Gatte nicht, der kleine Subalternbeamte mit der goldenen Brille im finnigen Geſicht, der ſpießbürgerlich und doch ſtolz neben dieſer geweſenen Beauté daher zackelte. Viele ſahen dem ungleichen Paare nach. Das Parfüm der Halbwelt wallte, und alte Sünder ſchnupperten mißtrauiſch.

Seine junge, hübſche Nachbarin hatte Dühling gleich am erſten Tage nach dem ſchönen Weſtrem gefragt: „Kennen Sie auch die Frau? Sie ißt heute im Garten draußen. Ich weiß

nicht warum. Wahrſcheinlich, weil ihr Mann da iſt. Aber ſie ſaßen ſonſt auch hier — ſie grade auf Ihrem Platz. O, ſie iſt ſo chic und ſpielt ſo wundervoll Tennis!“ fuhr die hübſche Sportliebhaberin enthuſiaſtiſch fort. „Wenn ſie aber immer draußen eſſen würde, ſo wäre das eine perſönliche Beleidigung für mich. Wir ſind alle ſo nett zu ihr geweſen ... Können Sie ſie nicht ſehen, Herr von Dühling? Da, grade vor dem Glashaus, ſitzen die beiden.“

Und Dühling klemmte gehorſam das Monocle ein, eine ſchlechte Gewohnheit noch von der Fähnrichszeit her. „Ja, ich ſehe, ich ſehe,“ antwortete er zerſtreut und ließ das Glas ſofort wieder fallen. Das ſchöne Korporalsgeſicht ſeines ehemaligen Kameraden war ihm ſehr gleichgültig, und von der Frau ſah er nichts als den elaſtiſchen Rücken im tailor made und purpurrotes Haar im dicken Knoten.

„Soll ich Sie nachher vorſtellen?“ fragte das hübſche Mädchen eifrig. „Ich ſchwärme nämlich etwas für ſie, und mit der Penſion lebe ich darum im ewigen Streit: ich kann nun einmal ſogenannte ſchöne Männer nicht leiden — und finde die Frau viel hübſcher und diſtinguierter als ihn.“

Dühling verbeugte ſich halb und ſchwieg. Er wünſchte grade dieſe Frau nicht kennen zu lernen.

Es ward ihm leicht. Die Frau aß nur ſelten noch in der Dünenvilla, und dann immer im Garten, immer allein. Nur einmal ſah er dann das purpurrote Haar von einer Bank am Strandweg leuchten. Und als er näher kam, ſtand ſie auf, beinahe als ob auch ſie ihn miede. Als Frau war ſie Dühling völlig gleichgültig, nur ihre Kenntnis ſeiner Angelegenheiten war ihm unangenehm. Doch auch der krankhafte Reiz ſtumpfte ſich ab, weil unter dem Seehauch ſich ſeine Nerven wirklich zu ſtraffen begannen. Er lebte jetzt ganz wie die andern, ſchlief auf ſeiner Hängematte im Zauberwald, träumte am Strand. Es war ein langſames Geſunden — doch er wollte nicht recht dran glauben. Jedenfalls gedachte er lange hier zu bleiben, bis tief in den Herbſt hinein, um dann vielleicht auf ſein Gut in Litauen zu gehen. Und manchmal malte ſich ihm ein freundliches Bild von kleinen Freuden und kleinen Leiden und einem langen Leben zwiſchen Hunden, Pferden und Nachbarn. Ja, er ſah ſich wirklich als Greis — und war ganz glücklich dabei. Aber der fliegende Stich zuckte dann

gleich hinterher: Ein langes Leben in dieſer Leere? Um Gottes willen!... Er reiſte immer mit Piſtolen, weil er hoffte, daß der Ekel doch einmal den tieriſchen Daſeinstrieb überwinden würde.

So ſchwankten die Stimmungen.

Indes ſpann die Parze ihren Faden weiter.

Eine Regenwoche kam. Sie ſetzte heimtückiſch nach einem wunderſchönen Nachmittage mit Sturm, jagenden Wolken und einer wahren Sündflut ein. Das Wetter zuckte, der Donner grollte. Georg von Dühling hatte ſich unter eine der großen Teichlinden geflüchtet und ſah in ſeinem Regenmantel beinahe mit Behagen, wie die dicken Strahlen aufs Waſſer klatſchten, wie die Seeroſen erfriſcht aufatmeten und wie das Gewitter ſeine ſcharfen Lichtreflexe durch die dunkle Flut riß. In wenigen Minuten rieſelten kleine Bäche über den Sand, unſelige Ausflügler mit formloſen Strohhüten und triefenden Piqué-kleidern ſtürzten hochaufgeſchürzt vorüber, und Dühling machte dankbare Studien über Provinz-unterröcke und Backfiſchfüße. Zuweilen kehrte eine Ratloſe bei ihm ein, ſchüttelte ſich, ſtürzte weiter. Gegen dieſen Strom half kein Blätter-dach. Endlich rüſtete er ſich auch — ſeine eng-

liſche Strandmütze troff wie ein Badeſchwamm. Er zügelte ſeine Triebe und ſpazierte langſam nach einem kleinen Laden an der Landſtraße. Badebijouterien füllten das Schaufenſter: der helle Bernſteinſchmuck, das goldgeränderte Trinkglas, die gemalte Muſchel. Kleine Mädchen gafften hier zu allen Tageszeiten ſehnſüchtig. Drinnen eine atemraubende Schwüle.

Seine junge Freundin aus der Penſion trat ihm ſofort lachend entgegen: „Sie ſehen aber ſchön aus!“ Und dann ſcheuchte ſie luſtig mit der Hand die Regentropfen, die Dühlings Mütze beim Abnehmen ſprühte. „Sehen Sie, ich war viel ſchlauer! Ich traf Frau von Weſtrem unten am Teich und ſagte: ‚Kommen Sie gleich, gnädige Frau, es geht ſofort los‘, und kaum waren wir hier drin, da rauſchte der Wolkenbruch auch nur ſo. Nicht wahr, gnädige Frau?“

Aber Frau von Weſtrem ſtand über den Kaſten mit Anſichtspoſtkarten gebeugt, ſie ſuchte eifrig und nickte deshalb nur, ohne ſich umzuſehen. Dühling ärgerte das, und auch ſein Verſteckenſpielen kam ihm kindiſch vor. „Darf ich bitten, mich vorzuſtellen, Gnädigſte?“ ſagte er etwas ſcharf.

„Gnädige Frau, Herr von Dühling wünſcht ...“

Frau von Weſtrem ſah jetzt auf. Sie zeigte ein mattes, regelmäßiges Geſicht mit ſchmalen Lippen und eigentümlich blaſſen Augen. Dann richtete ſie ſich in die Höhe — ſie war groß, ſchmale Schultern, ſchlanke Hüften, in den langen, vornehmen Bewegungen Raſſe und Jugend. Sie reichte Dühling zum Gruße die Hand. Eine hübſche, nervige Hand. Doch die Finger bogen ſich nur zu ganz flüchtigem Drucke.

„Sie ſind ſchon lange hier, gnädigſte Frau?“

„Ja, ich werde auch ſehr bald wieder reiſen. Mein Mann ſteht in Oſtpreußen, und wir hoffen jetzt auf ein längeres Kommando in Berlin.“

„Ich weiß wohl, gnädige Frau,“ ſagte Dühling etwas verwundert. „Hat Ihr Herr Gemahl niemals früher meinen Namen genannt oder Ihnen neuerdings von mir erzählt?“

Die Dame beugte ſich wieder auf die Anſichtskarten. „Kann ſein — kann ſein auch nicht . . .“ Und es war, als wenn eine roſige Welle über die reine Stirn flutete.

„Ich hätte mich ſchon längſt vorſtellen laſſen müſſen — ich wollte es auch, aber man ſah Sie eben nie,“ fuhr der höfliche Lügner fort.

Da blickte ſie ihn plötzlich voll an. „Das

glaube ich Ihnen nicht, Herr von Dühling," ſagte ſie raſch.

„Aber gnädige Frau!"

„Und ich habe doch wohl recht."

Dühling ſchwieg. Wozu einen unnützen Dialog weiterſpinnen? Frauen überredet man, aber man überzeugt ſie nie — auch nicht von einer Lüge. Und etwas ganz andres reizte ihn in dem Moment. Wie ſie ihn eben anſah, da ward ihm das Bild aus ihrer Brautzeit lebendig. Sie glich ihm noch immer frappant. Und jetzt wußte er, was ihn einſt an dem Bilde ſo gefeſſelt: es waren die Augen, dieſe blaſſen, ſchön geſchnittenen Augen, die eine Welt verſchleierten — oder nichts. Eben hatte da ein Funke geglüht — und das erinnerte ihn ... das erinnerte ihn ... Er zerbrach ſich aber vergebens den Kopf. Der Wolkenbruch rauſchte ſo raſch vorüber, wie er gekommen war. Auf der Landſtraße rannen Bäche, aber die Sonne lachte ſchon wieder, und es duftete nach jungfräulichem Grün. Sie gingen. Frau von Weſtrem hätte ſie bis zur Höhe begleiten können — denn da erſt bog ihr Weg nach der einſamen Villa ab. Doch ſie verabſchiedete ſich ſogleich.

Dühlings junge Freundin war darüber etwas

pikiert, und nach Frauenart ließ ſie das den Mann entgelten. „Warum ſagten Sie das eigentlich mit der Vorſtellung? Damals ließen Sie mich doch direkt abfallen," meinte ſie vorwurfsvoll, während ſie die Holztreppe zum Zauberwald hinaufſtiegen.

Er zuckte die Achſeln. „Gott, façon de parler! Bei ſolchen Vorſtellungen kommt doch nie 'ne vernünftige Unterhaltung 'raus."

Aber auch er konnte ſich keine Rechenſchaft geben, warum er ſo planlos gelogen.

Viertes Kapitel.

Die Regenwoche war schrecklich. Die Pensionsgäste stießen sich in der Villa herum. Sie starrten melancholisch auf die appetitlichsten Flundern, sie hockten frierend in der Glasveranda und sahen verzweifelt, wie der kalte Regen unaufhörlich rann, wie die Gartentische trübselig glänzten und die Birkenbüsche sich frostig schüttelten. Man floh zu den ältesten Zeitungen, den abgegriffensten Büchern, der Dauerskat tagte. Zuweilen rührte eine Hand verlegen die Pianinotasten, und sofort fuhr sich ein alter, musikalischer Griesgram mit beiden Händen wütend nach den Ohren. Den Teufel mit Beelzebub vertreiben — das fehlte noch! Die Dame des Hauses tröstete liebevoll: „Das Barometer steigt, sehen Sie!“ Und sie klopfte an der schmachvoll gesunkenen Wettersäule. Doch nur ein höhnisches Gelächter antwortete.

Sie klopften ja alle täglich, ſtündlich, das feige, verräteriſche Metall duckte ſich nur noch tiefer. Schon am frühen Morgen klapperte der Groglöffel, es duftete ſüßlich nach Arrac und ſeefeuchten Zigarren. Der Kellner Karl hatte bequeme Tage, aber auch er blickte trübſelig darein, die ſpärlichen Paſſanten draußen auf dem Strandweg zogen gekränkt unter ihren Touriſtenſchirmen nach den alten Dorfwirtshäuſern hinunter. Bei Mittag wurde höflich geſchwiegen oder verbiſſen geknurrt, höchſtens ein gellendes Auflachen des Galgenhumors. Das Eſſen ſchmeckte einfach miſerabel. „Wieder die verdammten kleinen Steinbutten mit der labbrigen Sauce... und der Kalbsbraten!... Ich bitte Sie, dagegen bei uns in Königsberg! Aber das erkläre ich hiermit feierlich: das letzte Mal ſamländiſcher Strand. Man friert oder verregnet. Es iſt die alte Geſchichte. Das ſoll nun der Urlaub ſein, auf den man ſich ſchon das ganze Jahr gefreut hat!“ Und wenn jemand kleinlaut Einſpruch zu erheben wagte, ward er ſofort mit böſen Blicken zugedeckt, oder man zuckte verächtlich die Achſeln. Einmal blinzelte die Sonne blaß und hohläugig durchs grämliche Grau.

„O, ſehen Sie doch, Herr von Dühling, die

Sonne! Und es wird ſchön . . . es wird ſchön!“ triumphierte die hübſche Enthuſiaſtin neben ihm. Sie erntete nur ein galliges Schweigen oder ungläubiges Lachen. Freilich, die Jugend nahm den Regen nicht ſo tragiſch. Sie that ſich mit dem Schriftſteller in der Glasveranda zuſammen und machte gottloſe Witze, auch die Penſion wurde etwas durchgehechelt. Georg von Dühling hielt ſich abſeits, entweder auf ſeinem Zimmer, oder er ſaß beobachtend. Auch ihm drückten Regen und Langweile auf die Stimmung. Aber er fühlte auch zugleich, was er lange nicht gefühlt, daß man im Leben doch irgend ein feſtes Ziel haben müſſe, ſei es auch das thörichteſte . . . vielleicht ein Frauenkopf, der die Wünſche, die Phantaſie leitet, und wo man hoffnungsvoll vorwärts ſchaut nach dem lachenden, nicht träumend zurück nach dem weinenden Glück. Dieſe einzige Wahrheit des Lebens ging ihm wieder auf, aber er glaubte doch daran nicht und ſchaute nur noch ſehnſüchtiger zurück nach einer fernen, fernen Geſtalt. Das hübſche junge Mädchen ſetzte ſich oft zu ihm und ſprach luſtig auf ihn ein und ſah durch den Regen immer die Sonne. Auf Augenblicke erwärmte ihn dieſe Jugend, dieſes Hoffen. Er blickte auch

wohl nachdenklich umher, wie es unbefriedigte Junggesellen immer thun; es waren viele hübsche, frische Dinger darunter, und ein warmes Frauenauge lachte vielleicht verstohlen auch ihm. Doch vergebens. Auch nicht ein Schimmer von Neigung leuchtete in ihm auf.

Am letzten Tage der Regenprüfung nahm ihn der Stadtrat geheimnisvoll in die Ecke: „Eine Frage, Herr Rittmeister. Haben Sie nicht mit dem Baron Westrem zusammen bei der Garde gestanden?"

Dühling antwortete zurückhaltend: „Bei der Gardekavallerie nicht, nicht einmal beim Gardetrain ... Ich war zuletzt Leibulan."

Aber der kleine Herr fuhr aufgeregt fort: „Das ist auch nur unwesentlich. Die Sache ist nämlich die: ich bin sehr liberal, und das ist mein Stolz, was Sie auch dagegen sagen mögen; aber für die Geschichte der wirklich vornehmen Geschlechter habe ich mich immer lebhaft interessiert. Und gerade bei diesem Regenwetter komme ich auf meine alte Passion zurück. Wollen Sie vielleicht mal die Güte haben, Herr Rittmeister" — er zog eine Visitenkarte vor: Esther Freifrau von Westrem, geborene Freiin Lyssar —, „die kam mir neulich in die Hände. Lyssar,

Lyſſar — nie gehört! Was denken Sie über dieſen Adel? Im letzten Gothaiſchen ſteht er nicht drin, das ſage ich Ihnen gleich."

„Er klingt aber ſehr anſtändig. Und waſchechte Freiherren können ſie trotzdem ſein."

Der bewegliche Herr trat von einem Bein aufs andre und ſchüttelte heftig den Kopf: „Nein, Herr Rittmeiſter! Das iſt gerade der Krebsſchaden bei uns; alle dieſe Pſeudo-Barone, denen man geſetzlich nicht beikommen kann. Knöpft dem Mann das Heroldsamt den Titel ab, die Frau führt ihn dann um ſo ungenierter weiter ... Wirklich alte Familien, Hut ab, ſelbſtverſtändlich! Da iſt Tradition, da iſt was dahinter."

„Oder manchmal auch nicht." Dühling begann ſich zu langweilen.

Doch der alte Herr packte ihn am Rockknopf und wurde jetzt ganz geheimnisvoll: „Nein, Herr Rittmeiſter, Sie dürfen nicht ausweichen! Glauben Sie, daß an dieſer Freifrau von Lyſſar etwas dran iſt? Mir gefällt ſie, unter uns geſagt, gar nicht, und wenn ich Ihnen von Königsberg Geſchichten erzählen wollte... Sie ſind ein Menſchenkenner, Herr Rittmeiſter, und es würde mich ſehr intereſſieren."

Dühling lachte. „Sie hat rote Haare und ſpielt Tennis, mehr weiß ich auch nicht. Uebrigens" — er zeigte nach dem Garten —, „da kommen die beiden gerade. Wenn Sie wünſchen, frage ich direkt."

Der Kleine hob die Hand wie zur Beſchwörung: „Herr Rittmeiſter, es war im tiefſten Vertrauen . . . wenn Sie das täuſchen könnten!"

„Keine Angſt, Herr Rat, keine Angſt, ich bin wirklich kein Schwätzer!"

Die Thür der Glasveranda öffnete ſich, und der Kleine ſtob aufgeregt von dannen. Weſtrems legten ihre Regenmäntel ab. Der Mann ſagte etwas laut zur Dame des Hauſes: „Immer gemütlich bei Ihnen," und dann zum Kellner: „Alſo erſt 'n anſtändiges Gabelfrühſtück und dazu 'ne anſtändige Pulle Sekt . . . Was will der Menſch noch mehr!" Darauf trat er in die Thür zum Eßſaal, wo Dühling abgewandt am Fenſter Figuren zeichnete. Und mit der Taſchenbürſte über den tadelloſen, dicken Scheitel ſtreichend: „Ein Käfer immer netter wie der andre. Das muß man der Dünenvilla laſſen!" Die Bewunderung war hörbar genug. Zwei junge Halmaſpielerinnen aus Verzweiflung duckten ſich angenehm beſchämt. Dühling drehte ſich unwillkürlich

halb nach dem Sprecher um. „Ah, ſieh da, Dühling! Immer noch hier? Heute ſind Sie feierlich eingeladen: Déjeuner à la fourchette. Mein Kommando grade 'raus: ſechs Monate zum königlichen Marſtall. Erwarte nur noch Telegramm wegen des Antritts ... Sollen mal ſehen bei dem großen Generalſchub zu Königs Geburtstag: Weſtrem, Abſchied in Gnaden behufs Uebertritt zum Königlichen Hofdienſt. Später Oberſtallmeiſter. Excellenz und ſo weiter. Wenn's glückt, ſoll's da hölliſch raſch gehen. Paſſen Sie mal auf, Dühling, ich fahre Sie noch mal viere lang durch die Siegesallee. Man muß nur Glück haben, Dühling, Glück!"

Dühling dämpfte die Begeiſterung etwas. „Das müßten Sie dann wirklich haben, lieber Weſtrem. Denn als junger Leutnant hatten Sie eine berüchtigt harte Hand, und jeder neue Gaul ging Ihnen erſt in der Bahn durch."

„Neid, alter Freund, niſcht als Neid! Nu kommen Sie aber!"

In der Glasveranda wurde ein kleiner Seitentiſch gedeckt. Dühlings Freundin war auch eingeladen. Sie war überglücklich und ſagte wohl ein dutzendmal: „Jetzt, wo Sie endlich gekommen

ſind, gnädige Frau, muß es wirklich gutes Wetter werden . . ." Der ſchöne Weſtrem galt immer ein wenig als Zauberer, bei jungen Mädchen nicht nur, ſondern auch bei Kellnern. Das Frühſtück erſchien darum ſehr bald, der erſte Gang, die Schnitzel, dufteten beſonders aufregend. Im Eßzimmer ſchnüffelten hungrig und neidiſch ſehr viele Nergler. Die Paſſanten bekämen ſtets das Beſte. Das war für den ganzen Sommer ein nie verſiegender Unterhaltungsſtoff.

Indeſſen perlte der Sekt in die Gläſer. Der Kellner Karl mit der Serviette blinzelte äußerſt pfiffig. Herr von Weſtrem, der Publikum liebte, erhob ſich halb: „Meine Herrſchaften, es iſt grade kein Kaiſerwetter heute, aber ein großer Tag iſt es deswegen doch. Wir feiern nämlich heute unſern zehnjährigen Hochzeitstag. Und ich wünſchte, daß allen Eheleuten die Liebe genau ſo grünen und blühen möge, wie uns in den zehn Jahren. Meine liebe Eſther, dein Wohl!"

Die Gefeierte lächelte, die Augen des hübſchen Mädchens leuchteten, und die Gläſer klangen.

„Nanu? Etwas deutlicher, Eſther!" rief Weſtrem. „Das iſt doch mein alter Freund Dühling, von dem ich dir ſo viel erzählt habe!"

„Ja, ja . . . ich erinnere mich auch.“

„Das ſagſt du aber ganz merkwürdig, Schatz! Wenn man dir von einem Menſchen ganze Bände erzählt hat...“

Frau von Weſtrem zuckte etwas nervös: „Ja, ja! Es wäre doch unhöflich gegen Herrn von Dühling, wenn ich jetzt noch nein ſagte. Er ſelbſt hat mich neulich beinahe dasſelbe gefragt... Und jetzt erinnere ich mich dunkel . . . Nicht wahr, Herr von Dühling, Sie nehmen es mir nicht übel? Mein Mann erzählt ſo viel, und auch ſonſt hört man ſo viel, und man vergißt es, namentlich, wenn man den Betreffenden nie geſehen hat...“

Dühling verbeugte ſich ſtumm. Der Gatte ſchüttete reſigniert einen vollen Kelch hinter den blonden Habyſchnurrbart. Die gute Laune aber verlor er dauernd nie. „Ja, ſehen Sie, alter Freund . . . Wenn Sie etwa noch beabſichtigen, in den heiligen Stand der Ehe zu treten, dann merken Sie ſich, bitte, daß mit dem ſiebenjährigen Krieg die Sache keineswegs zu Ende iſt. Im Gegenteil! Heute vor drei Jahren machte mir meine angebetete Eſther die wirklich allererſte Scene. Bis dahin war alles eitel Sonnenſchein geweſen, und da empörte ſie auf einmal eine

Vagatelle, ein Nichts. Nervenattacke Numéro I... Gehört ſelbſtverſtändlich zur Ehe! Wirſt du noch nicht feindlich, Eſther?“ fragte er gut gelaunt.

„O nein.“ Sie hatte auf einmal eine ſteife engliſche Art, die die Gäſte nicht recht zu deuten vermochten.

Der Gatte fuhr ſcherzend mit dem Sündenregiſter fort: „Und dann haſt du angefangen, die Kommandeuſen zu ſchneiden, und dann haſt du dir das Tanzen abgewöhnt, und jetzt badeſt du neuerdings auch nicht mehr See... Natürlich Ulk, meine Herrſchaften! Die Liebe hat jedenfalls nicht gelitten... Aber nicht wahr,“ wandte er ſich ſcherzend zum Freunde, „als Adjutantenfrau alle Kommandeuſen zu ſchneiden, ausgerechnet alle, das iſt ein bißchen ville auf einmal?“

Frau von Weſtrem war leicht rot geworden. „Ich weiß nur von einer,“ ſagte ſie leiſe, die Augen auf dem Teller.

Der ſchöne Weſtrem lehnte ſich etwas breitſpurig im Stuhl zurück. „Nu, das iſt doch wahrhaftig grade genug, wenn dieſe eine, genau ausgerechnet, die Frau...“ Er ſtockte mitten im Wort. Die Frau ſah ihn jäh an, und in den blaſſen Augen blitzte ein heißer, böſer Funke: unterſtehe dich, Namen zu nennen!

Der Mann ſchwieg auch ſofort gehorſam. Dühling aber ſchaute geſpannt auf die Frau, er verſtand ſie nicht. Es war ein harmloſer Zwiſchenfall. Und die Sektlaune ſcheuchte das leichte Mißbehagen ſchnell hinweg. Die Unterhaltung ging weiter, nur das Thema wechſelte. Diesmal Familie. Danach waren die Lyſſar aus dem Reichsland, und ſehr reich mußten ſie auch ſein. Doch Frau von Weſtrem blieb immer ſteif und zurückhaltend. Sie ſprach in die Luft, und das ſchien wohl Gewöhnung zu ſein. Erſt bei den Pferden wurde ſie lebendig, ja amüſant. Dühling hatte jetzt das Gefühl, als ſei irgend eine Laune verflogen.

Später ging der Gaſt weg, um zu Pferd und im Reitanzug wieder vors Haus zu kommen. Inzwiſchen flackerte ein leichtes Geſpräch zwiſchen den Damen über die beſten Königsberger Tennisſpieler. Draußen hatte der Regen gerade aufgehört. Darum gingen noch alle eine lange Strecke Weges mit, den ſchönen Weſtrem abreiten zu ſehen.

Als er weit hinter dem Dorf auf einem aufgeweichten Landwege wieder aufſaß, ſagte er, ſich wohlgefällig in den Bügeln dehnend: „Gott ſei Dank, daß unſereiner nicht Infanteriſt geworden

iſt! Die halbe Stunde jetzt war mir beinahe ſchon zu viel ... Alſo nochmals: Gott befohlen, Schatz! Und in ſpäteſtens acht Tagen haben wir, denke ich, das Telegramm. Und dann ein froheres Geſicht, wenn's irgend ſein kann, Frau von Weſtrem." Er beugte ſich noch einmal tief aus dem Sattel, und ſie küßte ihn ganz leicht. Doch ſah ſie ihm lange nach. Er ſaß ſo ſtramm zu Pferde.

‚Und die harte Hand hat er doch noch!' dachte Dühling.

Wiederum begann es zu tröpfeln. „Gehen Sie raſch nach Hauſe, liebes Fräulein Melitta, und nehmen Sie meinen Schirm, es wäre ſonſt jammerſchade um Ihr neues Sommerkleid." Frau von Weſtrem ſagte das freundlich, aber beſtimmt. „Bis zu meiner Wohnung bringt mich wohl Herr von Dühling."

So klommen die beiden allein den ausgewaſchenen Dünenweg hinan. Sie ſah immer zu Boden. Und er murmelte feindlich: ‚Werdet euch nie verlieren, ihr zwei beide, weil ihr euch nie gefunden habt! Und jetzt markiert ſie auch noch die trauernde Strohwitwe.'

Sie ſtanden auf der freien Düne. Das Meer

lag im grauen Dunſt, über dem Küſtenwald wogten die Nebelſchwaden. Da ſagte ſie, ohne aufzuſehen, plötzlich: „Ich habe neulich und auch eben gelogen. Mein Mann erzählte mir viel von Ihnen, und ich weiß jedes Wort. Wundern Sie ſich meinetwegen darüber, aber wähnen Sie nicht etwa, daß ich mich intereſſant machen möchte. Ich könnte Sie aufklären, dann würden Sie mich gewiß für ſchlecht halten oder kindiſch. Ich bin beides nicht . . . Adieu!“ Sie reichte ihm wieder flüchtig die Hand.

Seit dieſem Tage intereſſierte ihn die Frau. Aber nur das Geheimnis lockte.

Fünftes Kapitel.

Die volle, heiße Sonne ſengte die Düne. Auf dem lechzenden, leuchtenden Sand flimmerte der Hitzdunſt, das Birkenlaub welkte, über das Heidekraut taumelten ſchwer zahlloſe Falter. Das Meer lag ſtumm, bleiern in der Mittagsglut. Die gelbe Küſtenlinie zog ſich endlos, auch der dunkle Wald oben ſchien zu ſchlummern. Wüſtenſtimmung.

Doch die Dünenvilla hob ſich darum nur noch ſchmucker und heller aus dem Heidegrün — wie eine Fata Morgana — mit ihrem ſchlanken Turm, ihren ſchattigen Balkons. Es war Ferienzeit. In dem Penſionsgarten ſummte der Bienenſchwarm der Paſſanten, — die Lüſterjacke, der Entoutcas, das tröſtende Bierglas. Die Penſionäre zogen ſich hochmütig in ihre Lauben zurück, ſie fühlten ſich auch wohl etwas zurückgeſetzt. Denn ganze Innungen drängten ſich zuweilen um die buntgedeckten Tiſche, mit unergründlichen Eßkobern

und ins Korſett gezwängten Müttern, mit ſchwitzenden Männern und dem denkwürdigſten Oſtpreußiſch. Harmloſe Leute, vom Vereinswahnſinn gefaßt, wie alle guten Deutſchen zuzeiten. Dühling, der Hochmut nach unten nicht kannte, ſah gern zu. Er verſuchte zu rubrizieren. Einmal entdeckte er die unverfälſchteſten Bäckerbeine, das andre Mal herrſchte der Gaſtwirtsbauch oder die blaue Kommißfauſt. Seine junge hübſche Nachbarin hatte Dühling verlaſſen, etwas treulos, gerade in den Tagen, wo er gern Aufſchlüſſe über Frau von Weſtrems Ehe gehabt hätte.

Die intereſſante Frau ſelbſt kam nicht mehr. Und ſie in ihrer abgelegenen Villa aufzuſuchen, was er als alter Kamerad des Mannes wohl gekonnt hätte — nein! War es nur Zartgefühl für ihn, ſo wollte er gern ihre Zurückhaltung ehren; war's irgend etwas andres — er hatte ſich niemals dreiſt in Geheimniſſe gedrängt. Und doch ſah er ſeit jenem Tage oft ihr Bild, das leuchtend rote Haar, die vornehmen Bewegungen und im blaſſen Auge den aufzuckenden Funken. Das Bild kam und ging, ohne daß er es rief. Er hörte auch ihre Stimme, eine ſchöne, tiefe Stimme, die vor der Konſequenz nicht bebt.

Die Penſion ſtand gerade im Zeichen der Aufregungen. Erſt wäre der Schriftſteller beinahe in Ungnade gefallen. Er hatte auf Befragen unvorſichtig geäußert: ‚Wie ich hierher gekommen? Na, 'ne Kateridee! Aber ſie bekommt mir vorzüglich!' Die oſtpreußiſchen Mütter verfemten ihn darauf ſofort, fanden ihn blaſiert, kritiſierten ſeine Romane, die der Nachſicht bedurft hätten, lieblos und führten beim Nachmittagskaffee bald Natalie von Eſchſtruth, bald Goethe gegen den Wehrloſen ſiegreich ins Feld. „Gute“ Leihbibliotheksbücher lagen auffallend in der Glasveranda umher. Die Jugend wollte den Gefährdeten in liebenswürdigem Enthuſiasmus für die Kunſt ſchützen, aber ſofort regneten die Beſchuldigungen: Natürlich intereſſiert ſie ſich — und er war wirklich nicht zum Intereſſieren; oder verdorbener Geſchmack — denn in ſeinen Schriften ſiegte die Tugend nur ausnahmsweiſe. Auch des mangelnden Heimatsgefühls wurde eine Unglückliche beſchuldigt, denn er hatte Inſterburg einmal abgelegen genannt. Schon Dühlings hübſche Freundin hatte viel leiden müſſen, weil ſie mit dem Schriftſteller oft und gern ſprach.

Heute ruhte der Streit. Der ganze Badeort

war feſtlich geſtimmt, die Dünenvilla vor allem. Seit dem frühen Morgen ſchwärmte die Penſion den Berg hinab durchs Dorf und den ſandigen Fichtenhügel jenſeits des Teiches wieder in die Höhe. Dort lag, vom Wald verdeckt, der neue Bahnhof. Der echte Sommerbahnhof, klein und luſtig, freundlich weiß die Mauern, das Holzwerk grün, mit allegoriſchen Drachenköpfen. Im tiefen, heißen Sand ſtand das Gebäude, ſchattenlos, und weit ſchweifte der Blick in das Samland hinein.

Es war Eröffnungstag. Von Kuhren her dampfte der erſte Zug heran. Die Kinder auf dem dichtgedrängten Perron jubelten, die Erwachſenen ſchrieen Hurra und ſchwenkten die Hüte. Die Lokomotive bimmelte unaufhörlich. Die kleinen, eleganten Waggons rollten leicht, Birkenlaub grüßte aus den Coupéfenſtern, Tannenreiſer umkränzten feſtlich den ſchwarzen Leib der Maſchine. Die Schaffner riefen luſtig ſchon von weitem: „Wer mitfahren will, einſteigen, es koſtet nichts!“ Das war eine Fröhlichkeit, eine Luſt! Georg von Dühling ſtand mitten in der ſchwatzenden, ſchwitzenden Menge. Der Schriftſteller neben ihm. Solche Feſte gehören zum Kurprogramm kleiner Badeorte.

„Hat ſo 'ne Klingelbahn eigentlich ſehr viel Sinn für das Neſt, ſpeziell für Leute wie uns?" fragte Dühling.

Der Schriftſteller zuckte die Achſeln: „Daß man nicht wieder hingeht! Die ſogenannten Kollegen werden auch bald auftauchen, — ich danke!"

„Na, die Leute hier wollen leben, und wenn ich Gaſtwirt wäre oder Terrains hätte . . ."

„Gewiß! Im übrigen ſind das doch alles merkwürdige Leute hier! Sie bilden ſich faktiſch ein, jeder von ihnen müßte mich ganz beſonders intereſſieren." Er lächelte ſüffiſant. „In Wirklichkeit intereſſieren mich nur zwei Menſchen."

„Und die ſind?"

„Frau von Weſtrem und Sie."

„Nanu!"

„Aber ich bitte Sie! Sehr einfach: Sie gehören beide nicht hierher und werden doch am längſten hier bleiben!"

„Kaum, Verehrteſter!"

Der Schriftſteller ſah gelaſſen auf den Zug: „Oder grade!"

„Ich trage mich mit Abfahrtsgedanken," ſagte der Rittmeiſter.

„So? Na, dann wird wohl meine Be-

hauptung erſt recht ſtimmen . . . Kommen Sie übrigens mit der Weſtrem oft zuſammen?"

„Nein!"

„Schade! Ich möchte Sie beide gern zuſammenbringen, wenigſtens im Roman!"

„Bitte ſehr!"

„Leider fehlt mir zurzeit noch das Beſte. Ich muß nämlich erſt herausbaben, ob die Frau an der Ehe krankt oder an der Liebe."

„Vielleicht an keinem von beiden."

Der Schriftſteller pfiff durch die Zähne und meinte leichthin: „Vielleicht ſagt ſie es Ihnen mal."

„Mir?"

„Jawohl, grade Ihnen, Herr von Dühling! Ich habe nämlich die Ueberzeugung: wenn zwei Leute durchaus in eine Wüſte gehen, die nicht in die Wüſte paſſen, ſo haben ſie immer irgend etwas Gemeinſames . . . Schickſal, Charakter, was weiß ich! Und nur dieſe beiden werden ſich wirklich verſtehen, ſo ſehr ſie ſich auch ſcheinbar fliehen."

Dühling lachte auf.

„Lachen Sie nicht zu früh, Herr von Dühling!" ſagte der Schriftſteller ernſt. Mit der ihm eignen halben Ironie fuhr er dann fort: „Alſo, wenn

Ihnen mal die intereſſante Frau Konfidenzen machen ſollte, vergeſſen Sie mich, bitte, nicht! Seziert wird ſie doch, und es ſollte mir leid thun, wenn ich ihr falſche Motive unterlegte ... Sie ſelbſt ſollen dabei auch nicht ſchlecht fortkommen. Ich brauche nämlich zur Abwechslung einen Helden mit einem weißen Schnurrbart ... Warum färben Sie ihn eigentlich nicht? Sie ſind doch noch jung genug ... Sehen Sie, das intereſſanteſte an Ihnen iſt mir der weiße Schnurrbart! Färbten Sie ihn, ſo wären Sie ganz ſicher nicht hier, vielleicht in Oſtende oder Harzburg oder irgendwo."

Dühling ſchwieg betroffen. Sie waren auf und ab gegangen im Sand und hatten mit halbem Auge zugeſehen, wie der Zug in einer tief ausgeſchnittenen Waldſchlucht verſchwand. Der letzte Zuruf, das letzte Bimmeln ... Jetzt wurde der Bahnhof raſch leer, nur noch die welken Guirlanden am Stationshaus und der Kellner mit halbgeleerten, klappernden Seideln. Den beiden Nachzüglern brannte die Sonne nun auch zu heiß. Sie gingen zurück nach dem Dorf.

Im Wald ſagte der Schriftſteller noch: „Citieren Sie mich, bitte, in der Penſion nicht wegen der Wüſte! Die Leute nehmen gleich alles perſönlich.

Das Neſt iſt wirklich zu ſchön, um ſich täglich an kleinlichen Mißverſtändniſſen zu ärgern."

Zwiſchen den Kiefern blinkte der Teich. Am Hange waren Bänke zerſtreut mit gefühlvollen Inſchriften: „Abſchiedsblick", „Klein Thüringen" und ſo weiter. Die Sonne ſengte hier erbarmungslos. Wurzeln krochen über den Weg, und die Sohlen brannten im tiefen Sand. Aus einem Seitenpfade kam eine Dame im Reitkleid, das Pferd am Zügel. Das Tier trat unſicher, der Steigbügel klirrte. Es war Frau von Weſtrem. Der Schriftſteller lächelte, und Dühling wollte darum ſchnell vorübergehen. Doch gerade am Teichrand trafen ſie ſich.

„Darf ich Ihnen den Gaul nicht abnehmen, gnädige Frau?" fragte Dühling höflich.

Die Dame grüßte über den Sattel weg leicht: „Danke wirklich! Drüben an der Landſtraße ſteht ſchon mein Groom."

„Schnittiger Gaul!" ſagte Dühling, wieder auf der andern Seite ſchreitend, und klopfte dem Fuchs das weiche, zuckende Fell mit dem ſtarken Geäder am Hals.

„Das iſt er ſicher!" antwortete ſie. „Aber er hat ſich vorhin was gethan, wahrſcheinlich Feſſel verknackſt. Und da führ' ich ihn ſchon lieber."

Die ſchmale Bohle über das Mühlenfließ kam. Der Fuchs ſchnob furchtſam.

„Ach was, hab dich nicht, Roy!“ Die Reitgerte zuckte, und das Pferd ſtolperte auf dumpf klappernden Hufen hinüber. Bei den Linden kam eilfertig der Diener. Frau von Weſtrem warf ihm die Zügel zu. Dann ſtrich ſie dem Pferde noch einmal prüfend die linke Vorderhand entlang. Am Feſſelgelenk zögerte der Reithandſchuh. „'n bißchen aufgetrieben die Sehne ... Es iſt ſicher nichts Schlimmes ... Aber gleich kühlen, Friedrich! Ich komme nachher noch ſelbſt in den Stall.“ Erſt jetzt trat ſie zu den Herren hinüber und bot ihnen die Hand. „Ja, das hat man vom Pferdeſchonen,“ meinte ſie etwas ärgerlich. „Ich wollte den Wallach nicht abhetzen bei der Hitze, und zum Dank dafür tritt er in einen Maulwurfshaufen mit ſeinem bummeligen Schritt ... Schäme dich, Roy!“ Darauf wandte ſie ſich zum Diener: „Machen Sie, daß Sie fortkommen, Friedrich!“

Der Groom griff erſt gut geſchult nach ſeiner Treſſenmütze. Darauf kramte er in der Bruſttaſche: „Ich habe noch ein Telegramm für Frau Baronin.“

„Telegramm für mich?“ Sie verfärbte ſich leicht. Mit ihren hübſchen, energiſchen Händen faltete ſie raſch das Papier auseinander. Beim Leſen zitterte die Rechte mit der Reitgerte etwas, und die Mundwinkel zuckten. Sie warf das Papier gleich achtlos ins Waſſer. „Es iſt nichts Beſonderes,“ erklärte ſie.

Neugierige ſtanden von fern. Auch ein Damenpferd war hier Ereignis.

„Sie kommen von der Bahn, meine Herren? Welch hiſtoriſche Begebenheit! Werden wir es bald zu leſen bekommen, Herr Doktor?“ Und ſie wandte ſich lächelnd zum Schriftſteller.

Der lächelte maliziös wieder: „Vielleicht, vielleicht auch nicht. Verſpätet haben wir uns aber zufällig aus einem andern Grunde. Nicht wahr, Herr von Dühling?“

Herr von Dühling blickte zerſtreut. „Jedenfalls ein angenehmer Zufall, gnädige Frau, der mir den Vorzug gab ... Wir treffen uns ja immer nur aus Zufall.“

Der Schriftſteller kniff die Augen zuſammen. „Zufall? Giebt's überhaupt einen Zufall? Denken Sie, bitte, an unſre Unterhaltung vorhin!“ Darauf empfahl er ſich raſch. Er müſſe ſeinen guten

Ruf wiederherſtellen und den alten Damen noch beim Frühſtück verſichern, daß heute ein neues Weltbad eröffnet ſei.

Frau von Weſtrem ſah dem Eiligen nach: „Giebt's überhaupt einen Zufall? Was ſoll das eigentlich ... Denkt der vielleicht, ich ſchwärme für Rendezvous unter den Teichlinden?"

„Kaum. Er dichtet mal wieder, gnädige Frau!" erklärte Dühling geringſchätzig.

Sie gingen eine Weile ſchweigend unter den Linden auf und ab.

„Sie reiſen, gnädige Frau?" ſagte er plötzlich.

Sie blieb ſtehen und ſchlug mit der Reitgerte in die Luft. „Allerdings. Das war nicht übermäßig ſchwer zu raten. Morgen mit dem Nordexpreß ſoll's losgehen, und ich muß noch packen."

„Sie freuen ſich auf Berlin?"

„Nein!"

„Warum reiſen Sie dann?"

„Ich überlege ja auch noch." Sie war zu einer Linde getreten, die Reitgerte wippte in langen, ſcharfen Hieben gegen den uralten, riſſigen Stamm. „Früher habe ich Berlin mal leidenſchaftlich geliebt," ſagte ſie langſam. „Das iſt aber lange

her. Ich durfte beim Ordensfeſte vor der Kaiſerin meinen Schleppenknicks machen, und meine Toilette fiel überall auf. Das berauſchte mich natürlich ... Sie können denken, wie jung und thöricht ich damals noch war. Jetzt bin ich viel lieber in der Einſamkeit. Ich habe weder Nerven, noch bin ich ſonſt leidend, aber ..." Sie ſchwieg. Ein Hieb ſauſte ſchärfer. „Ich werde doch reiſen," ſagte ſie leiſe und beſtimmt.

Dühling räuſperte ſich diskret. Er wußte nichts zu ſagen. Die Reitgerte hing jetzt ſchlaff an dem ſchlanken, hübſchen Arm ... Es war ſo heiß. Die junge Frau ſuchte mit zitternden Naſenflügeln nach dem friſchen Waſſerhauch. Es war wohl der Abſchied von dem reizenden Platz. Dann ſagte ſie auf einmal luſtig: „Den letzten Tag hier will ich wenigſtens voll genießen! Ich laufe noch einmal ſo weit, wie ich komme, und eſſe in irgend einem Dorfwirtshauſe ... Dann kommt Berlin. Gott bewahre mich! Ich ſehe den Zug ſchon einfahren im Morgengrauen und den Dunſt, und die Fabrikſchlote und die mürriſche Spree ... Verſtehen Sie den Ekel?"

Er lachte hart auf. „Ob! Seit Jahren iſt dieſer Ekel mein ſteter Begleiter."

Sie ſah nachdenklich auf den Boden: „Wollen Sie mitgehen jetzt?“ fragte ſie zögernd.

„Aber ſelbſtverſtändlich, gnädigſte Frau! Es iſt mir eine ganz beſondere Auszeichnung, Sie grade auf Ihrem letzten Spaziergang chaperonnieren zu dürfen.“

„Iſt das wahr?“

„Würde ich ſonſt, gnädige Frau?!“

Sie ſchüttelte unwillig den Kopf. „Ueberlaſſen Sie die höfliche Phraſe doch andern! Sie ſteht Ihnen nicht, ſie ſteht Ihnen gar nicht.“

Er fühlte die Wahrheit und ſagte einfach: „Ich bin ſo viel allein, gnädige Frau.“

„Das bin ich auch, eigentlich immer ... Alſo kommen Sie!“

Er ſchlug ihr noch ein bequemeres Koſtüm vor. Er werde ſie hier erwarten.

Sie lachte nur. „Warum? Umziehen! Sie wiſſen doch, daß das bei einer ſogenannten Dame Ewigkeiten beanſprucht. Und an dieſem letzten Tage will ich nicht eine Sekunde freiwillig opfern ... In dem Kleide geht ſich's ganz gut, und wenn die Leute an meinen Reitſtiefeln und an einem Reithut Anſtoß nehmen, immerzu! Wenn's mir nur paßt ... Ich bin von Jugend auf für allen

Sport trainiert, und Ermüdung kenne ich eigentlich kaum ... Heute geht's landeinwärts. Ist's Ihnen recht? Ich führe."

Sie gingen über den Hang zurück in den Wald. Sie stieg so sicher, so elastisch. Und er hinter ihr fühlte stärker den Reiz dieser hohen, biegsamen Gestalt. Der schmale, gelbe Stiefel, das elegante Kleid, die fast herausfordernde Sicherheit — es war der Anstand einer Schulreiterin, nur distinguierter, rassiger. Und der griechische Knoten leuchtete verführerisch unter dem grau verschleierten Hut ... Ob sie sich auch so sicher und elegant im Tanze wiegte, auf dem bunten Jahrmarkt der Eitelkeit? Ein herber Zauber umfloß sie, das Parfüm der großen Welt und unbesieglicher Jugend zugleich. Erst jetzt begriff er ganz, wie jung sie noch war und wie frisch. Oben in der brütenden Hitze der Kiefern schritten sie langsamer.

„Sie müssen sich sehr früh verheiratet haben, gnädige Frau ..." sagte er.

„Siebzehn," antwortete sie gleichgültig.

„Es ist wohl auch das Richtige."

„Kaum."

„Ja gewiß, wie man's nimmt."

„Nein, nicht wie man's nimmt, Herr von Dühling!" Und ſie ſchritt wieder ſchneller. „Wer ſich verheiratet, muß wiſſen, wen und warum, und das weiß keiner mit ſiebzehn Jahren, auch beim beſten Willen nicht. Wer ſein Glück dabei wirklich findet, der greift eben mit einem ſehr leichtſinnigen Griff in den Glückstopf: das eine große Los." Er ſah ſie mißtrauiſch an. „Aber jeder liegt freilich, wie er ſich bettet, und wer ein Schickſal nicht anſtändig zu tragen vermag, der iſt es auch nicht wert ... Mich betrifft das natürlich nicht. Ich habe, was ich wollte. Aber man ſieht ſo viele andre, und wie mancher glückſeligen kleinen Närrin möchte ich zurufen: ‚Warte doch noch, bis dir die thörichten Augen aufgegangen ſind!' Sehen Sie mal, das einzige, was mir an Ihrem Schriftſteller gefällt, iſt: daß ſeine Menſchen reife Menſchen ſind, wenn ſie lieben ... Und daß ſie regelmäßig an dieſer Liebe zu Grunde gehen? Ich weiß nicht, ob das Notwendigkeit iſt ... aber es ſcheint doch."

Georg von Dühling fühlte den wehen Stich wie immer bei ſolchen Unterhaltungen. Sein eigen Schickſal! Kannte ihn die Frau ſo genau, oder war es die Poſe einer ſogenannten Unverſtandenen?

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Mit ſeichter Sentimentalität kokettieren ſie ja alle, dieſe verwöhnten Kinder eines leeren Scheins. Sie war ſicher eine davon und ſicher ganz glücklich. „Es iſt die Kinderloſigkeit, gnädige Frau,“ meinte er endlich, der Unterhaltung müde.

Sie ſchlug mit der Reitpeitſche nach einem dürren Kiefernaſt. „Daß das kommen würde, wußte ich! Aber ich bin nun einmal keine unglückliche Frau, es iſt auch nur das Geſchlecht, was ich bedaure ... Kinder möcht' ich ganz gewiß nicht haben! An wem von uns beiden es liegt, iſt gleichgültig, und mit ſiebenundzwanzig Jahren braucht' ich die Hoffnung noch nicht aufzugeben. Aber ich will nun einmal kein Kind. Bei dem Gedanken daran faßt mich ſogar eine unſinnige und Ihnen ſicher unverſtändliche Angſt. Wer auch nur ein wenig über ſich nachgedacht hat, der hütet ſich meiſt, ſein Geſchlecht fortzuſetzen, ſich ſelbſt vielleicht zur Freude, dem andern aber ſicher zum Leide.“

Sie waren an das Bahngeleiſe gekommen. Durch Wald und Sand krochen die ſilberig blinkenden Schienen. Ueber einen tiefen Graben führte ein ſchwankes, ſchmales Brett. Sie ſchritt leicht und ſicher hinüber, der Sporn klirrte. Als er ihr

achtlos nachtrat, kippte das Brett, und er mußte ſich durch einen kühnen Sprung auf den Kiesdamm retten.

„Verbotene Wege!“ lachte ſie. „Zuweilen liebe ich die ... Vielleicht iſt es auch ein Omen ... Sie müſſen übrigens ein viel beſſerer Turner ſein als mein Mann, denn er wäre ganz ſicher hineingefallen ... Hier kochten die Bahnarbeiter früher, daher kenne ich den Schleichweg. Kommen Sie raſch, ſonſt werden wir auch noch gepfändet!“

Drüben ſenkte ſich der Wald zu einer Heidewildnis mit kleinen Gebüſchgruppen und vereinzelten Kiefern. Weiße Sandpfade ſchlängelten ſich hindurch.

„Haben Sie Angſt vor Kreuzottern?“ fragte ſie. „Es ſoll hier ein ſpezielles Schlangenheim ſein. Ich ſah freilich noch nie eine, es raſchelte höchſtens mal verdächtig ... Das geniert mich aber nicht.“

Dühling zuckte nur die Achſeln. „Ich bin noch immer ein Mann, gnädige Frau.“

Es war ſo hübſch hier trotz der Sonne. Die Büſche im hellen Grün, die Heide grauviolett, wie ein dicker Teppich mit winzigen Knoſpen ohne Zahl und raſtloſem Inſektengezirp. Frau

von Weſtrem war eine gute Führerin. Ueber Sand, Thäler und Hügel ging's pfadlos, einmal ſchwankte auch mooriger Grund, bis ſie zuletzt über dürres, braunes Oedland eine ſanfte, troſtlos kahle Kuppe gewannen. „Der Heinrichsberg," ſagte ſie; „in den Bergen wär's kaum ein Hügel." Feldſteine lagen geſchichtet, der Blick ſchweifte weit. Die Küſtenlinie wand ſich ſanft, vom ragenden Leuchtturmkap von Brüſterort, an den ſpärlichen Fiſcherdörfern entlang bis zur dämmerigen Höhe von Kranz. Die hohen Dünen der Kuriſchen Nehrung gleißten verſchleiert. Das Meer leuchtete grau, ein ruheloſes Glitzern. Die weiße Brandung ſäumte im ſchmalen Giſchtſtreifen den Sand. Im Rücken das Samland. Grün-golden die reifende, ſommerliche Flur. Das Rot der Dörfer ſtrahlte greller, Fenſter blitzten, und im weißen, flimmernden Hitzdunſt ſtarre, dunkle Wälder, wie ein verwunſchenes Eiland der Galtgarben: Oſtpreußens höchſter Buchenhügel.

Frau von Weſtrem ſtand an den Steinſtoß gelehnt, das Haupt auf der Hand. Die Reitpeitſche wippte. Die ſchlanken, elaſtiſchen Glieder zeichneten ſich deutlicher. Schauend ſprach ſie: „Das iſt Ihre Heimat. Sind Sie nicht ſtolz?"

Er lächelte etwas überlegen. „Wenn ich dieſe Heimat ſo ſehr liebte, würde ich ſchon lange auf meinem Gut in Litauen ſein ... Nein, was mich hier hält, das iſt nur die Einſamkeit, die Ebene, das Weite."

„Aber ſchön iſt es doch!" Sie beſchrieb mit der Hand einen weiten Kreis bis zum Horizont, wo das Meer im Dunſt verſank. „Mich macht die Ebene immer frei, andre drückt ſie ... Die Welt iſt hier ohne Ende," meinte ſie träumeriſch.

„Sie iſt nur rund, gnädige Frau."

„Und muß ſich immer drehen ... und das iſt vielleicht das Beſte an ihr ... Denken Sie, wenn die Sonne immer wie jetzt im Zenit ſtände ..."

„So würde eben alles Leben langſam verſiegen."

Sie ſchüttelte energiſch den Kopf. „Nein, dann würde alles verbrennen. Und das Ende wünſchte ich mir."

„Sagen Sie doch: Sonne, ſtehe ſtill!" ſpöttelte er.

„Möchten Sie das auch?"

„Nein," ſagte er ernſt. „Dazu müßte ich erſt eine Sonne haben."

Sie ſchwieg. Die Mundwinkel ſanken ihr ſchlaff ... „Wer hat ſie überhaupt?" ſprach ſie leiſe.

Sie hatten ſich in den ſpärlichen Schatten des Steinhaufens geſetzt, um Kriegsrat zu halten. Sie wollten noch hinüber in die großen Heidegründe, wo es ſo gefährlich war nach der Anſicht der Kurgäſte. Man dürfe die Tour nicht unternehmen, ohne vorher ſein Teſtament zu machen, denn leicht verſänke der Unkundige auf Nimmerwiederſehen im Moor, und gebiſſen würde man auch, denn die Kreuzottern hüteten eiferſüchtig ihr Heiligtum. Sie lachten beide über die Mär und witzelten, und die Kurgäſte kamen ſchlecht weg. Frau von Weſtrem erzählte, daß ſie oft dieſe gefährliche Wildnis durchritten habe, ohne den Schatten einer wirklichen Gefahr. Verirren könne man ſich freilich leicht. Und während ſie das Kreuz und Quer der Wege mit der Reitgerte beſchrieb, lockerte ſich unter der engen Reitſtulpe eine dünne Goldkette, und ein kleines, altertümliches Medaillon ſchimmerte. Sie fühlte es auf den Handſchuh gleiten und wollte es raſch zurückſchieben.

Er ſchaute intereſſiert auf den merkwürdigen Schmuck: „Ein Amulett?“

„Ja, wenn Sie wollen,“ antwortete ſie, ohne hinzuſehen, und verſteckte es unter dem Aermel. Sie war ein wenig rot geworden.

„Aber zeigen Sie doch!“ bat er.

Sie zögerte. Endlich ſtreckte ſie ihm den Arm hin: „Meinetwegen ... Es iſt feſtgeſchmiedet.“

Er drückte neugierig an der Feder und war wohl enttäuſcht. Hinter Glas ein einziges welkes Blütenblatt.

„Nun haben Sie Ihren Willen!“ Sie wollte den Arm zurückziehen.

„Nein, gnädige Frau, noch einen Augenblick! Es könnte eine Heckenroſe ſein.“

Sie nickte.

„Und es bedeutet ſehr viel oder ſehr wenig,“ fuhr er nachdenklich fort. „Sehr viel?“

„Sehr viel!“

„Alſo auch Phantaſtin?“

„Das iſt doch ſchließlich jeder einmal ... Dies Roſenblatt hier iſt ſchon Jahre alt, und es bedeutet in irgend einem Leben den Wendepunkt. Bis zu der Stunde, wo er dieſes Blatt pflückte, iſt jemand ſcharf rechts gegangen, und dann ging er ſcharf links.“

„Sie ſelbſt, gnädige Frau ...“

„Ich weiß nicht,“ antwortete ſie tonlos.

Er ſchaute noch immer nachdenklich. „Darf ich das Glas öffnen?“

„Wenn es durchaus ſein muß. Ich öffne es

nie. Es iſt gewiß eine Thorheit, aber der Anblick thut mir zu weh."

„Erlauben Sie es mir dennoch! Ich bin ein großer Roſenfreund, und in jedem Leben giebt's eine Erinnerung und ein welkes Roſenblatt."

Er öffnete das Glas und ſog den fade ſüßlichen Duft ein, der geblieben. Dann knipſte er es ſorgſam und ſchweigend zu. Der ſchlanke Frauenarm glitt zurück. Dühling war ſehr ernſt geworden. Er dachte an ein Roſenblatt daheim in ſeinem Koffer, in einer kunſtvoll verſchloſſenen Kaſſette, zwiſchen einem halben Dutzend dünner Briefe. Den letzten dieſer Korreſpondenz trug er immer bei ſich. Seit jenem Tage in Königsberg hatte er das eine Wort darin nicht mehr geküßt. Und jetzt überkam ihn, den Geneſenden, die Erinnerung weher wie je. Sein Roſenblatt war ſicher ein ganz andres und an einem ganz andern Strauche erblüht, und die Dame neben ihm war ſicherlich nichts mehr als eine elegante Sportdame mit weltſchmerzlichen Anwandlungen. Doch die Erinnerung, die das fremde Amulett geweckt, war unerbittlich. Er mußte die Zähne aufeinander beißen, um nicht aufzuſtehen und brüsk zu ſagen:

‚Gnädige Frau, ich möchte allein ſein!‘ Und Bild auf Bild zog ſchrecklich langſam vorüber... Wie er zum erſten Male vor ſeinem witzelnden Brigadekommandeur ſtand, und wie die junge, reizende Frau ins Zimmer trat mit ihrem müden Charme... Wie ſie ihn bei ihrem eignen Hausball kindlich fragte: „Haben Sie je geliebt?“ und wie er nichts andres thun konnte, als ſie anſehen. Und wie ſie dann langſam begriff, und wie die Flamme auch zu ihr hinüberſchlug. Die Bilder zogen weiter, die heiteren und die grauen... Und wie er zum letztenmal die ſchlanke Kinderhand küßte, es war in großer Geſellſchaft. Sie hatte es ſo gewünſcht. Die Gäſte wandten kein Auge von den beiden Sündern. Und wie er, ſeiner Sinne kaum noch mächtig, auf die geliebte Hand gebeugt, murmelte: „Wir ſehen uns nie wieder.“ Und wie ſie tröſtend lächelte: „Mein Freund, wir ſehen uns ganz ſicher wieder.“ Sie hatte das Ende ſo gewollt, ſie hatte auch gewußt, daß es endgültig zu Ende war und zu Ende ſein mußte. Es war der vornehme Inſtinkt. Sie wollte rein bleiben, und ſie blieb es. Niemand wußte das beſſer als er... Am andern Tage reiſte ſie, und er ſtand vor ſeinem Kommandeur, der gar nicht

begreifen konnte, daß ſein junger, vielverſprechender Adjutant plötzlich dienſtmüde geworden war.

„Aber liebſter, beſter Dühling, überlegen Sie ſich's doch noch! Sie haben den Stabsoffizier in der Taſche, und was Deuwel ficht Sie an, jetzt auf einmal den Krautjunker ſpielen zu wollen! Meine Frau wird des Todes verwundert ſein, wenn ſie von ihren Eltern zurückkommt und Sie nicht mehr vorfindet."

Aber der Adjutant hatte ihm nur mit einer tiefen Verbeugung geſagt: „Herr General, ich muß. Das Gut iſt Majorat, und ich kann nicht länger warten..." Und dann die Briefe von ihr: der müde Charme der Weltdame, das rührende Ungeſchick eines Kindes, ſeltſam gemiſcht. Seit dem letzten war ein volles Jahr vergangen, aber der Satz darin: „Da ich es durchaus ſchreiben ſoll, ich habe noch ganz dieſelben Gefühle wie einſt," dieſer Satz war ihm noch immer wie das Abendrot eines ſchönen Tages... Und während er, den Blick täuſchend, ins Weite träumte, ſah er nicht, daß zwei blaſſe Frauenaugen forſchend auf ihm ruhten.

Auf einmal ſtreifte ihr Reithandſchuh leicht ſeinen Arm. Er ſah ſie verwundert an.

„Herr von Dühling, warum müſſen Sie denn nur von der Vergangenheit leben?“

„Was ſoll das heißen, gnädige Frau?“ fragte er nervös.

„Daß ich alles weiß, Herr von Dühling, alles. Und daß ich Ihnen das einmal ſagen mußte ... Es iſt heute unſer letzter Tag —“ ſie hielt inne, — „ich kenne Sie länger und beſſer, als Sie ahnen. Ich kenne Ihr Schickſal, und ich kenne auch die Frau. Ich weiß, was im Augenblick an Ihnen vorübergegangen iſt, jedes Wort, jedes Bild. Und wie ich Sie ſo ſah, und weil ich ſo vieles weiß, kommt es mir lächerlich vor, noch weiter Verſtecken zu ſpielen ... Wenn Sie wiſſen wollen, woher mein Roſenblatt ſtammt, — ich pflückte es vor drei Jahren in Straßburg. Es war beim Statthalter, bei einem großen Sommerfeſt. Ich ſtamme aus der Gegend und war mal vier Wochen allein bei meinen Eltern. Ich ſah Sie zum erſtenmal. Sie kannten mich nicht, aber von Ihnen hatte ich ſchon viel gehört. Sie trugen die Uniform der Leibulanen und tanzten mit der Frau Ihres Generals. Und nach dem Tanze küßten Sie der Frau die Hand. Es war ſo ungewöhnlich ... Und ich ſtand nur einen Schritt

von Ihnen und ſah, wie Ihre Lippen ſich auf den helllila Handſchuh preßten. Und dann blickten Sie die Frau an; es war nur ein Blick, und ich werde den Blick gewiß nie vergeſſen. Und ringsumher wiſperten die Leute, und ich haßte die Leute ... Dann verbeugten Sie ſich ſtumm und gingen in den Garten. Ich folgte Ihnen, es war nicht häßliche Neugier. Und Sie pflückten zwei weiße Knoſpen von einer Roſenhecke und ſahen ſie lange an. Und ich ſtand dicht bei Ihnen, mein Ellbogen ſtreifte Sie faſt, und ich pflückte mir eine Knoſpe von demſelben Strauch. Sie ſahen mich aber gar nicht. Nachher brachten Sie eine Knoſpe der Frau und ließen die andre verſtohlen in Ihre Bruſtrabatte gleiten. Und die Frau, die dies gar wohl ſah, lächelte weh. Ich habe ſie nie wiedergeſehen... Später hörte ich, daß das Ihre letzte Zeit in Straßburg geweſen war. Auch die Frau reiſte ab. Und ich dachte immer, daß Sie beide nie wiederkommen würden. Aber die Frau kam wieder, Sie nicht."

Er blickte ſie an wie eine Erſcheinung. Dann lächelte er häßlich: „Und das erzählten Sie alles Ihrem Gatten?"

Sie ſchüttelte den Kopf: „So was erzählt man nicht."

Er fühlte, daß ſie wahr ſprach. „Und warum ſagen Sie mir das alles erſt an unſerm letzten Tage?“

„Ja, warum an Ihrem letzten Tage?“ wiederholte ſie.

Er lächelte wieder das häßliche Lächeln. „Ich ſpiele nie Komödie. Was Sie ſagen, iſt . . . Und natürlich brechen Sie wie alle den Stab über eine Frau, die Sie doch nicht kennen.“

„Dann würde ich Ihnen das alles ſicher nicht erzählt haben,“ antwortete ſie ruhig.

Er ſah ſie lange an. Ihre Augen blieben blaß, ihr Geſicht ruhig. Aber das eine fühlte er deutlich, daß ſie ehrlich war und daß ſie ihn verſtand.

„Sie war eine Heilige,“ ſagte er langſam. „Glauben Sie's mir oder glauben Sie's nicht, das iſt allein mein Verhängnis.“

Frau von Weſtrem war aufgeſtanden und nahm die Reitgerte von dem Stein.

„Heilige? Ja, ja,“ ſagte ſie etwas gedehnt, „ſoweit das eine ſolche Frau gerade ſein kann, die ſeltſamerweiſe eine verbotene Neigung im Herzen trägt . . . Sie thut mir wohl auch leid.“

„Wieſo: wohl auch leid?“

„Da werden Sie mich vielleicht nicht verſtehen

können.“ Die Hand mit der Reitgerte ballte ſich langſam zur Fauſt. „Nicht die Heilige thut mir leid, ſondern die Frau, die der Sünde nicht fähig war,“ ſagte ſie kurz und hart. Er ſah ſie an. Auch ihre Augen hatten jetzt etwas unerbittlich Kühles.

Georg von Dühling ſtand langſam auf und klopfte ſich den Staub vom Aermel. In der kurzen Pauſe fanden beide ihre geſellſchaftliche Sicherheit wieder.

„Ich bin Ihnen zu vielem Dank für Ihr Zartgefühl verpflichtet,“ ſagte er.

Sie gab ihm die Hand. Er wollte ſie höflich küſſen. Sie ließ es nicht zu. „Sie haben's ja auch ſonſt nicht gethan, Herr von Dühling, und gegenſeitige Konfidenzen heben ſich auf ... Nun aber leben Sie wohl! Ich will nämlich allein zurück ... Was mir der letzte Tag hier in dem Neſt geben konnte, das hat er mir gegeben: ich habe die Heide noch einmal in der Mittagsglut geſehen und Ihnen geſagt, was ich ſagen mußte ... Man ſoll ſich eben beſcheiden im Leben, und vielleicht finden auch Sie noch einmal das wirkliche Glück ... Ich werde meinen Mann von Ihnen beſtens grüßen.“

Sie wandte ſich raſch. Er blieb gehorſam zurück. Sie ging eben immer ihre eignen Wege, und der Zauber der Perſönlichkeit umfloß ſie auch jetzt. Er ſah ihr nach, wie ſie ſo ſicher und ſchnell über die brennende Heide ſchritt. Das rote Haar leuchtete, und der graue Schleier flatterte matt. Das reiche Haar, gelöſt, mußte ihre ſchlanken, weißen Glieder umwallen wie ein Mantel. Der Gedanke ſchoß ihm durch den Kopf, und dabei fiel ihm der nächtliche Strand ein und die badende Nixe. Hatte die nicht am Ende auch rotes Haar? Aber die Augen hatten anders, hatten ſo heiß geflammt... Jetzt verſchwand ſie im hellen Gebüſch. Noch einmal der leuchtende, griechiſche Knoten — und Georg von Dühling ſtand wieder allein auf der ſengenden, troſtloſen Heide. Jetzt, wo ſie fort war, die alles wußte, fühlte er erſt, wie einſam ſie ihn zurückließ. Die einzige Frau, die ihn verſtand... Und die ließ er gehen? Eine gewiſſe Sehnſucht faßte ihn... Wenn er ſie noch einmal ſpräche und ihr wenigſtens freundlich ſagte: „Gnädige Frau, ich danke Ihnen von Herzen.“ Und er überlegte raſch, daß er ſie doch noch einholen könne, wenn er den tief ſandigen Fahrweg am Berg unten verfolge. „Es iſt Thorheit, aber

wohl thut's ihr vielleicht doch." Er ſchritt ſchnell. Als er beim Bahnhof die Schienen paſſierte, ſah er einen dunkeln Schatten an dem alten Uebergang vorübergleiten. Im Kiefernwald am Teich trafen ſie ſich. Jetzt ging ſie langſam, faſt ſchwer. Als er ſie anrief, ſchrak ſie zuſammen. Ihm fiel auf, wie furchtbar blaß ſie war. Wohl die Glut, und dann wurde ihr auch der Abſchied ſchwer von dieſer wonnigen Einſamkeit, merkwürdig ſchwer, wie ſie ſelbſt zugab.

Dühling war herzlich liebenswürdig zu ihr. Er verſuchte ſie ſogar mit luſtigen Phantaſien über Berlin zu erheitern.

Darauf konnte ſie nur lächeln: „Ach, Berlin! Sie wiſſen ja ſelbſt . . ."

„Aber, gnädige Frau, müſſen Sie denn eigentlich hin? Wenn Ihrer Geſundheit der Strand hier ſo viel beſſer bekommt, dann warten Sie doch bis zum Herbſt, wo in Babel die Saiſon beginnt."

„Ich muß nicht grade," antwortete ſie achſelzuckend.

„Ja, dann bleiben Sie doch, gnädige Frau!" bat er. „Ich kenne Sie eigentlich erſt ſeit heute, aber ich bin Ihrem Zartgefühl ſo ſehr verpflichtet, daß ich Sie ſicher vermiſſen werde . . ."

Da wurde ſie unſchlüſſig. Die Reitgerte ſpielte.

„Alſo Sie meinen, ich ſoll bleiben, Herr von Dühling?“ fragte ſie plötzlich.

Er bejahte auf das liebenswürdigſte.

„Vielleicht haben Sie auch recht,“ ſagte ſie langſam. „Glauben Sie an Beſtimmung?“

„Nein, nur an den abſurdeſten Zufall.“

„Ich bin im Begriff, das auch zu thun ... Paſſen Sie auf: ich nehme den dünnen Kiefernzweig hier mit beiden Händen an den äußerſten Enden und zerbreche ihn. Fällt auf Ihre Seite das längere Ende, dann bleibe ich, fällt's auf meine, reiſe ich.“ Sie ſchloß im Scherz die Augen. Der Zweig knickte.

„Bleiben, gnädige Frau!“ rief Dühling und hielt das längere Ende. „Und Sie dürfen mich auch nicht mehr ſo ſchneiden wie ſonſt.“

„Das kann ich Ihnen nicht verſprechen.“

Sie trennten ſich fröhlich. Aber als ſie die heiße Düne allein hinaufging, wurde ihr der Fuß wieder ſchwer, und ſie ſagte langſam: „Es iſt doch wohl Beſtimmung... Entweder geht es jetzt raſch zum Leben oder raſch zum Tode, und etwas andres wollte ich ja auch nie.“

Sechstes Kapitel.

Der nächste Tag war ein Sonntag — ein ſtiller, ſchöner Tag. Das Birkenlaub im Zauberwald raunte kaum.

Georg von Dühling war früh ausgegangen. Er fürchtete die hellen Haufen der Ausflügler, dies Parfüm von Schweiß und Zigarren und friſch geſtärkten Mädchenkleidern. Der ſchmale Strandweg wimmelte dann in einem endloſen Feſtzug. Und vom Mittag an verſeuchte dieſes Jahrmarktstreiben rettungslos den Wald, hüben im Birkengeſtrüpp ſo gut wie drüben unter den hohen Kiefern des Hexenwaldes. Erſt war ihm dieſe Feſtfreude amüſant, jetzt wurde ſie ihm läſtig. Und am Strand lagerte es dann bunt und phantaſtiſch wie Karawanen in der Wüſte.

Dühling hatte ſich auf der Düne herumgetrieben. Im Heidekraut ſchimmerten die Tautropfen, und der Wacholder duftete kräftig. Dabei

war er in die Thalſenke des Dorfes geraten, aber weit abſeits, wo das Mühlenfließ zwiſchen tiefgrünen, ſchattigen Laubbüſchen gar luſtig auf hellem Grund zum nahen Meere eilte. Schwediſche Holzvillen lagen da im Sand auf halber Höhe. Ein bunter Wimpel ſchlug laſch an eine Fahnenſtange. Dort wohnte ſie. Sonſt hätte er ihr Sommerhaus wohl gemieden, heute dachte er an einen Beſuch. Es war noch viel zu früh. Er ging an dem Garten vorbei, wo junge Tannen mit dem Sande kämpften. Es ſah alles neu aus, auch das blaue Glas in den Fenſtern des Eßſaales oben.

In einem Stranddorf hub das Sonntagsgeläute an, und die ſchweren Töne hallten lang und feierlich durch die friſche Morgenluft. Aus der Villenthür trat eine Geſtalt. Es war Frau von Weſtrem, wieder ganz ſchwarz, aber ſie trug einen weißen Sommerhut mit einem Veilchenſtrauß.

„Guten Morgen, gnädige Frau!“ rief er luſtig. „Ich wollte Sie ſchon überfallen.“

„Das glaube ich Ihnen nicht,“ rief ſie lachend zurück.

Als ſie näher kam, ſah er ſie prüfend an. Er hatte Geſchmack, und elegante Frauen waren

ihm immer eine Augenweide. „Steht Ihnen wieder famos, gnädige Frau!“

„Das freut mich. Eigentlich müßte ich Ihnen ja erwidern: ‚Wie ich aussehe, ist mir furchtbar gleichgültig!‘ Aber ich bin weder schief noch schiele ich, und eitel ist jede Frau. Ich bin's noch mit Maßen. Doch das Herzbrechen war auch mal mein Plaisir.“

„Aber Sie haben schlecht geschlafen?“ Und wieder fiel ihm auf, wie furchtbar blaß das schmale, regelmäßige Gesicht war, und wie tiefe Schatten unter den Lidern lagen.

„Ja, ich habe allerdings schlecht geschlafen ... Es macht wohl die See.“

Er zeigte auf ein kleines Buch, das sie in der Hand trug.

„Ich will zur Kirche, Herr von Dühling.“

„Darf ich Sie ein Stück begleiten, gnädige Frau?“

„Gern. Aber es ist weit.“

Sie gingen auf einem schwanken Stege über den Fluß. Dann kam ein Gehöft mit einem tobenden Kettenhund. Hier führte die Landstraße zwischen reifenden Feldern und kümmernden Viehweiden hin.

Frau von Weſtrem pflückte eine Kornblume und neſtelte ſie am Taylor made feſt ... „Sie gehen nie zur Kirche?“

„Nein.“

„Bigott bin ich auch nicht. Und lange Zeit bin ich nur pro forma zur Kirche gegangen. Später habe ich es wieder ernſtlich angefangen. Und das war eine vernünftige Erwägung. Giebt's keinen Gott, was ſehr wohl ſein kann, dann ſchadet mein Kirchengehen niemand etwas. Giebt's einen, dann will er auch Gebete hören ...“

Er ſagte darauf nur: „Das Buch da iſt gewiß ein Familienſtück.“ Bunte Steine, zu plumpen Arabesken gereiht, glitzerten. Es ſah aus wie ein Meßbuch.

Sie reichte es ihm hin. „O, es iſt ſehr alt! Meine verſtorbene Mutter hat es zeitlebens gebraucht und meine Großmutter — und ich weiß nicht, wie viele Lyſſars vorher ... Als Kind habe ich faſt alle Sprüche darin auswendig gekonnt, nachher habe ich ſie alle vergeſſen.“

Er ſchlug das Buch auf und meinte befremdet: „Sie ſind Katholikin?“

„Allerdings.“

„Und gehen in eine proteſtantiſche Kirche?“

„Das Dogma iſt mir gleichgültig. Ich gehe darum auch nie zu unſrer Beichte. Und das, was Ihre Pfarrer predigen, höre ich kaum. Ich bete für mich . . .“

„Wiſſen Sie, daß Sie mir ein vollkommenes Rätſel ſind, gnädige Frau?“

Sie lachte. „Das bin ich beinahe allen . . . Das kann ich Ihnen übrigens ſagen: um Sünden abzubüßen, gehe ich nie zur Meſſe. Die kleinen täglichen — was kommt's auf die an? Große habe ich noch nicht gethan . . . Nein, nein,“ fuhr ſie mit ihm unverſtändlicher Leidenſchaft fort, „ich flehe um Erhörung. Es iſt ein einziger Wunſch, vielleicht ein ganz ſündiger, aber niemand kann heißer und inbrünſtiger flehen . . . Und wenn Gott mich erhörte . . .“ Ihre Geſtalt hob ſich, und dem Manne erſchien ſie jetzt von königlichem Wuchs . . . „Dann will ich leben, ewig leben!“

Sie gingen ſchweigend noch eine Weile. Er hätte ihr gern ins Auge geſchaut, den Wunſch geleſen, aber wie ſie ins Leere geſprochen, ſo ſchaute ſie auch ins Leere. Nur ihre ſchmalen Lippen zitterten den Worten nach. Weit vor dem Dorf verabſchiedete ſie ihn. Ihr wäre es peinlich, wenn zweie zur Kirche gingen, von denen

einer vor der Thür umkehrt ... Zum Mittag käme ſie vielleicht in die Penſion. Er möge ihr ein Couvert und einen Platz im Garten beſtellen.

Beim Zurückgehen wandte er ſich ein paarmal nach ihr um, und es wunderte ihn, daß ſie das nicht auch that, wie Frauen doch ſo gern thun. Kirchgänger zogen vorüber. Die Männer im altfränkiſchen Rock, der grobe Hemdkragen zwängte den braunen, riſſigen Hals, — und Weiber mit bunten Kopftüchern und ſchweren, knarrenden Kleidern, auch ein gebeugtes, nickendes, krächzendes Mütterchen, die gichtverkrümmte Hexenhand am Stock. Sie ſagten alle ihr hergebrachtes: „Goon Tag auch, gnädiger Herr.“ Ein ſtumpfer Glaube trieb ſie. Kleine Bettler und kleine Büßer ſie alle.

Dühling ging wieder das Mühlenfließ entlang zum Strand. Der kleine Bach wollte ſo gern verſiegen im unendlichen Meer. Doch die weiße Brandungswelle ſcheuchte ihn immer wieder zurück, und die hellen Waſſer mußten verſtohlen ſickern, bis ſie die heilige Mutter wieder aufnahm. Er ſetzte ſich in den Sand und hörte die Brandung monoton aufſchlagen und das Fließ flüſtern. Er dachte an die Frau in der Kirche. Es war doch

etwas Großes und Fremdes in ſolch heißem, ſündigem Gebet . . . Sie war alſo auch eine Einſame, und den Einſamen zog es mächtig. Er hatte den Glauben längſt abgeſchworen, und es war vielleicht die ſchwerſte Stunde in ſeinem Leben, als er ſich von Gott ſchied. Er hatte wohl nicht anders gekonnt. Doch die betende Frau ward ihm darum nicht kleiner.

Zu Mittag aßen beide im Penſionsgarten an einem ſchwer erkämpften Tiſch. Sie unterhielten ſich wie zwei Leute von Welt. Die Paſſanten ſchauten argwöhniſch hinüber. Es war eben das ganz andre Genre, und die beiden mußten ſelbſt darüber lächeln. Einmal trank der Schriftſteller aus der Glasveranda Herrn von Dühling zu: „Vergeſſen Sie mich nicht!“ lag dabei in ſeinem maliziöſen Lächeln.

„Was will er?“ fragte Frau von Weſtrem.

„Er hat mir neulich geſagt, daß zwiſchen Ihnen, gnädige Frau, und mir irgend ein gemeinſames Etwas exiſtieren müßte. Für ihn ſind wir übrigens die einzigen intereſſanten Menſchen hier.“

Sie faltete die Braue: „Journaliſtengeſchwätz!“ Und ſie war nach dem kleinen Intermezzo wieder ſo engliſch ſteif, daß ſich Dühling ärgerte. Später

drängte die Penſion aus ihrem ſchwülen Eßſaal — die hübſchen, hell gekleideten Mädchen, die tugendhaften Mütter, die ſpärlichen Herren, zuletzt der alte, kurzſichtige Juſtizrat mit ſeinem ſchmunzelnden Blick nach dem Wetter, der witzige Gymnaſialdirektor mit der Platte, das „intereſſante" Brautpaar. Am Verandapfoſten lehnte der Kellner Karl, blinzelnd, triefend, bereit, ſich in etwas unſaubere Atome aufzulöſen. Vom Strandweg her flatterte jetzt ein bunter Mädchenſchwarm in den Garten. Ein hübſcher weißer Vogel löſte ſich ſofort aus dem Flug und kam auf den Tiſch zu. Es war Dühlings liebenswürdige Nachbarin von früher, die mit dem Badezuge aus Königsberg gekommen war.

„Gnädige Frau, Sie noch hier? Das iſt ja reizend! Ich hörte, Ihr Herr Gemahl wäre ſchon in Berlin und Sie natürlich auch, und ich beneidete Sie furchtbar um die große Stadt und die Bälle . . . So iſt's freilich beſſer! . . . Aber Sie wiſſen natürlich, warum ich hier bin und ſogar über acht Tage bleiben werde? Sie machen das Maskenfeſt am Freitag doch auch mit?"

Dühling erinnerte ſich jetzt dunkel des Projekts und der großen Aufregung dieſerhalb bei der

tanzenden Jugend. Frau von Weſtrem ſchüttelte den Kopf: „Keine Idee! Soll es denn hier in der Villa ſein?"

„Aber natürlich!" jauchzte die Neunzehnjährige. „Und Sie müſſen ganz gewiß mitmachen, gnädige Frau!"

Frau von Weſtrem lächelte. „Ich werde Ihnen den Gefallen nicht thun können, liebe Melitta!"

„Aber, gnädige Frau!" Und ſie ſah zögernd bald auf Dühling, bald auf die junge Frau. „Herr von Dühling wird für mich betteln, und dann werden Sie es ſchon thun," entſchied ſie endlich.

„Gern, gnädiges Fräulein," beſtätigte der freundlich ... „Sie müſſen mitmachen, gnädige Frau! Und wenn Sie um ein Koſtüm verlegen ſind, ſo proponiere ich: Nixe. Ganz weißes, mattes Seidengewand, das Haar offen, der Arm nackt und auf der Achſel eine einzige Seeroſenknoſpe."

Die Enthuſiaſtin klatſchte in die Hände. „Entzückend! Ihre Toilette kommt ins Strandjournal, ich leſe es ſchon!"

Frau von Weſtrem ſagte darauf nur leichthin: „Lieben Sie weiß ſo ſehr, Herr von Dühling?"

„Bei Ihnen, ja. Ich habe das Gefühl, daß es Ihnen ſehr gut ſtehen muß, beſſer noch als ſchwarz."

Die hübſche Frau ſchien nachzudenken. „Alſo, gnädige Frau!“ bat leiſe die Enthuſiaſtin.

Doch Frau von Weſtrem lehnte mit liebenswürdiger Beſtimmtheit ab. „Maskenfeſte — nein. Außerdem iſt mein Mann nicht da ... Aber ich komme wohl zum Zuſehen.“

Das junge Mädchen wandte ſich etwas gekränkt zur Freundinnenſchar, die paarweiſe durch den Garten flanierte. „Sie werden ſich's noch überlegen!“ rief ſie zurück.

Frau von Weſtrem ſah ihr nach. „Ein liebenswürdiges, friſches Geſchöpf, das man um dieſe wirkliche Jugend beneiden ſollte. Und was wird ſchließlich ihr Los ſein? Sie iſt arm wie eine Kirchenmaus, und wenn ſie überhaupt heiratet, wird ſie irgend einen gleichgültigen jungen Menſchen heiraten oder einen alten, der kurz vor Thorſchluß noch unterkriechen will.“

„Und wenn ſie reich wäre?“

Frau von Weſtrem zuckte die Achſeln. „Dann kann ſie wenigſtens ausſuchen. Eine Garantie fürs Glück iſt's freilich nicht. Aber wenn ſie einmal los will, kann ſie's doch! Reichtum macht frei und ſicher ... Und man muß das Leben praktiſch auffaſſen.“

„Scheint ſo," meinte er kühl. Seit einigen Jahren hatte er ein warmes Gefühl für Unglück und Armut.

Sie lächelte matt. „Auf deutſch heißt das: kaltherzige Perſon. Ich wollte, ich wär's! Doch leider trifft mich Ihr Vorwurf gar nicht."

Er wechſelte das Thema. „Sie kommen alſo wirklich nicht?"

„Nein."

„Am Ende verſtehe ich's auch. Ohne Mann macht Ihnen das eben keinen Spaß."

Sie wehrte ab. „Ich bitte Sie, wenn man zehn volle Jahre verheiratet iſt! . . . Ich komme Ihnen wohl ſehr alt und vernünftig vor?" fragte ſie plötzlich.

Er ſah ihr in die blaſſen Augen, die ihm nicht auswichen. „Ja und nein . . . Ich habe aber das ſichere Gefühl, daß Sie trotz allem unendlich jung und leidenſchaftlich empfinden können . . . Sie wollen eben nur nicht."

Sie ließ die Augen wandern. „Ich möchte ſchon," ſagte ſie träumeriſch.

„Ja, dann gehen Sie doch zu dieſer fête champêtre! Es iſt ein thörichtes Vergnügen — aber jung ſein, heißt eben thöricht ſein."

„Gehen Sie?“ fragte ſie kurz.

„Als Harlekin — ich? Um Gottes willen!“

Sie faltete die Serviette zuſammen mit ihren ſicheren, ruhigen Bewegungen. Als ſie das Tuch in den Serviettenring ſchieben wollte, zitterte ihre Hand ein wenig, und das glatte Leinen rutſchte ab. Sie ſagte dabei unmotiviert ſcharf: „Wenn ich in dieſer Woche zu dieſer Kindermaskerade als Nixe gehen wollte — ich müßte mich der Frivolität, der Sünde ſchämen. Koſtümfeſte hier? — Da muß ich wirklich danken . . .“

Sie war im Sprechen langſam aufgeſtanden. „Wollen wir noch etwas an den Strand gehen, oder ziehen Sie Ihren Mittagsſchlaf vor?“

„Ich gehe ſelbſtverſtändlich mit.“

Sie ging voran durch die Gartenthür, und er, hinter ihr, ſah die ſchöne, junge Geſtalt und das leuchtende Haar und dachte wieder an die Frau in der Kirche mit dem einzigen heißen, rätſelhaften Wunſch. Auf den Bänken des Strandweges ſaßen die Paſſanten und ſahen den beiden nach, und die Sommergäſte in der kleinen Holzvilla nebenan thaten desgleichen. Frau von Weſtrem wandte ſich hochmütig um. „Morgen werden ſie über uns klatſchen.“

„Geniert Sie das, gnädige Frau?"

„Ich wüßte nicht, was mir gleichgültiger wäre."

Den Nachmittag gruben sich die beiden im Seesande ein. Es war noch das Einzige. Die Sonntagsausflügler liefen zwar wie Ameisen über den Strand, aber das Meer lag im köstlichen Sonntagsfrieden. Es war ein Feiertag trotz der Menschen. Sie sprachen wenig. Sie hatten ihre besonderen Gedanken — er heftete den Blick auf den Sand, während ihre Augen schweiften. Als das Blinkfeuer von Brüsterort aufzuckte — es war noch Frühabend, und die Leute drängten sich, die Sonne sinken zu sehen —, richtete sich Frau von Westrem halb auf und starrte unverwandt.

„Interessiert Sie das Leuchtfeuer so?" fragte er.

„Mehr als der Sonnenuntergang. Ich erlebte mit dem Licht da mal etwas sehr Merkwürdiges."

„Und?"

„Das sage ich nicht. Sie würden mich auch nicht verstehen."

Weiche Sommerschatten spielten freundlich auf den Wassern, da gingen sie. Auf dem Strandweg fiel es ihm ein, daß er sich, unhöflich genug,

noch gar nicht nach ſeinem alten Kameraden erkundigt habe. „Haben Sie geſchrieben wegen des Hierbleibens?“ fragte er.

„Nein, telegraphiert.“

„Er wird ſich ſchön gewundert haben.“

„Vielleicht — vielleicht auch nicht. Plötzliche Entſchlüſſe meinerſeits iſt er gewöhnt.“

„Allerdings, dann . . .“

„Nein, nicht, allerdings dann, Herr von Dühling! Ich habe eine häßliche, abſprechende Art, aber ich möchte auch in kein allzu ſchlechtes Licht bei Ihnen kommen. Ich habe meinen Mann aus Liebe geheiratet, nur aus Liebe, und er liebt mich auch gewiß.“

„Warum ſagen Sie mir das eigentlich, gnädige Frau?“

Sie ſchwieg.

Dühling, mit ſeinem feinen Inſtinkt für die ungewöhnliche Frau begann zu begreifen. Sie log, und ſie log auch nicht, und darin lag des Rätſels Löſung.

Siebentes Kapitel.

Seitdem ſahen ſie ſich oft. Ihm ging es eigentümlich mit ihrem Zuſammenſein. Immer beim Wiederſehen der wehe Stich, der düſtere Schatten der Vergangenheit, der weſenlos vorüberſchwebte, und wenn ſie ging, das Bedauern, das dunkle Gefühl: ein guter Freund verläßt mich. Ob ſie, die rätſelvolle und doch ſo geſchloſſene Natur, auch etwas fühlte dabei? Er wußte es nicht, es war ihm auch gleich. Zuerſt hatte er dieſe Wiſſende gefürchtet; der Gedanke: jetzt rührt ſie an die Wunde, quälte ihn. Aber ſie that es nie. Als hätte ſie die andre Frau vergeſſen ... Und dann fing er zuerſt von der andern Frau zu ſprechen an; er ſuchte Heilung durch die ſchmerzende Sonde. Aber bald hatte er die vage Empfindung, daß er das eigentlich nicht mehr dürfe und daß der Tag dem Tag gehöre. Es war gewiß nicht

Liebe, auch nicht der Keim — es war der Zauber einer freien und ſtarken Perſönlichkeit, der dieſe Frau umfloß, und dem auch ein Mann gern ſich beugt.

Die Maskerade verſpätete ſich etwas. Ein kleiner Zwiſt. Und diesmal war der Schriftſteller wirklich das Karnickel. Die Villenbeſitzer ſollten in corpore eingeladen werden, die Freunde der Penſion. Darauf antwortete der Störenfried kategoriſch: „Wenn ſie ſich maskieren, mit Vergnügen; wenn ſie hier bloß 'rumſitzen und ſich mokieren — auf keinen Fall. Dann laſſen Sie mich wenigſtens aus dem Spiel! Wenn ich mich zum Vergnügen andrer hier als Clown geriere, will ich es wenigſtens nicht vor wildfremden Läſtermäulern thun!" Die Dame der Penſion ſchmollte ein wenig. Doch ſie war eine kluge und liebenswürdige Frau und that es lächelnd. So kam es, daß, wie überall im Leben, die eine energiſche Stimme durchdrang: die Dünenvilla hatte zu ihrem Feſt nur Zaungäſte.

Aufregend waren die Präliminarien jedenfalls genug. In ſämtlichen Gartenlauben wurden von hübſchen Händen Tannenguirlanden geflochten. Das leiſe Lachen vertraulich ſchwatzender Mädchen drang aus jedem Gebüſch. Die Gymnaſiaſten

ſchleppten ganze Körbe voll Zweige aus dem Walde herbei. Selbſt der Schriftſteller ſah intereſſiert den Frauen zu und ließ ſich ſogar einigen „Neuen" vorſtellen, was er ſonſt gern vergaß. Und im Garten erwog ein Schuljunge mit hübſchen Augen und rührend großen Füßen ſein Koſtüm. Sollte er einen Ritter vorſtellen mit Papppanzer und geſchloſſenem Viſier oder einen römiſchen Senator in der toga praetexta oder irgend ein fabelhaftes Tier mit greulicher Larve und der Pelzboa ſeiner Mutter, die ſehr gut als Ringelſchwanz dem Hoſenboden angegliedert werden konnte? Das wilde Tier war ihm am ſympathiſchten wegen des ſinngemäßen Geheules, zu dem die Rolle verpflichtete.

Alles ging nach Wunſch. Ein ruhiger, ſchöner Abend mit geſchloſſener Gartenpforte und neugierigen Dorfbengels am Staket. Das zarte Birkenlaub hob ſich im Seehauch zitternd gegen den hellen Sommerhimmel ab. Die Fichtenzweige ſtarrten düſter daneben. Die bunten Illuminationslämpchen glimmten wie große Glühwürmer an ihrem phantaſtiſchen Draht. Der Kellner Karl ſah befriedigt auf ſein Werk und zwinkerte dann ermutigend dem Mond zu, der wie ein lichtes Wölkchen über

den Dünen hing. In den Korridoren gellte der Lärm — das Jubelgeſchrei der Kinder, das helle Kreiſchen der Dienſtmädchen, wenn eine verfrühte Maske über die Treppe ſtolperte.

Allmählich begann ſich der Eßſaal zu füllen. Die Tannenguirlanden ſchwankten feſtlich von der Decke, die große Hängelampe blakte feierlich. Sogar ein fürwitziger Wacholderzweig lohte kniſternd auf, von der ſchmeichelnden Flamme eines Wandlichtes erhaſcht. Es war alles, wie es ſein mußte. Kein ſteifes Winterfeſt mit ſäbelbeinigen Troubadours und ſchmachtenden Fiſcherinnen, ſondern ein harmlos fröhliches Gewühl beſcheidener Koſtüme: das große Baby mit der Milchflaſche, eine ſüße Kornblume mit weichen Augen, ein Briefträger, ein Stallmeiſter, ein Chineſe mit einem Kaftan aus zartgeblümtem Bettkattun und, greulich vor allem, ein ſchrecklich wüſter Rowdy mit Schnapsflaſche und Reiſebündel und ſchmutzig verbundener Wegelagererfauſt. Die jungen Damen flohen den Unhold aufſchreiend, namentlich ein Gigerl mit dem Miniaturcylinder wandte ſich in gut geſpieltem Abſcheu von ihm ab. Aber der Rowdy zog voll unverwüſtlicher Frechheit zwiſchen den Gruppen umher, grüßte und winkte vertraulich und zeigte

einer ſehr ſcharfzüngigen Dame von mäßiger Diſtinktion hohnlächelnd die Kümmelflaſche. Maskenfreiheit! Er mißbrauchte ſie ſchamlos. Dann war noch ein älterer Schuſter, der unermüdlich auf eine Doppelſohle klopfte und gemütlich rief: „Nichts zu verſohlen, meine Herrſchaften, nichts zu verſohlen?“ Der Schriftſteller als Clown, häßlich und nie verlegen wie immer. Beſchützend im Kreiſe die Mütter mit irgend einem Maskenzeichen.

Herr von Dühling trug nur den Geſellſchaftsanzug, und ſeine hübſche Freundin im Babykoſtüm ſchnitt ihn auffallend. Aber das Feſt intereſſierte ihn doch. Es war die Friſche, die Jugend — er hätte ſie ſo gern wieder beſeſſen. Der Clown trat zu ihm: „Kommt Sie?“

„Wer?“

„Frau von Weſtrem.“

„Keine Ahnung.“

Der Clown trollte ſich ungläubig von dannen.

Das Feſt dauerte ſchon eine Stunde, und eine unerträgliche Feſthitze drückte auf den dichtgefüllten Raum. Dühling hatte ſich in eine Ecke zurückgezogen, eine Sektflaſche unter dem Stuhl. Er ärgerte ſich ein wenig über Frau von Weſtrem. Sie wußte, daß er lange da war, daß er unter

allen nur ſie ſuchte. Warum blieb ſie den ganzen Tag fern? Warum hatte ſie den Abend vorher geſagt: „Wenn ich kommen kann, komme ich — aber ich weiß noch nicht!“ Eine Frau, die nichts zu thun hat, welche Marotte! Aber ſie fehlte ihm heute, ſie fehlte ihm wirklich. Er fühlte ſich ſo allein. Die kleine Mauer, die ihn ſonſt faſt unmerklich von der Penſion ſchied, türmte ſich heute deutlich und rieſengroß auf. Er gehörte nicht zu denen da, und ſie gehörte nicht zu denen da — aber eben deshalb gehörte ſie an ſeine Seite.

Er ging ſpäter hinaus in den Garten, wo Spaziergänger am Strandweg gafften und Masken in der kühlen, hellen Sommernacht promenierten — ſeine Freundin, das Baby, mit einem Gnom Arm in Arm. Ein ungefährlicher Scherz, aber Dühling war dieſe Vertraulichkeit unangenehm. Die Sterne flimmerten, der Mond zog ſeine ſchmale Sichel ſchärfer. Von drinnen klang Muſik. Die Dame der Penſion ſpielte einen Walzer, und ſie ſpielte ſehr gut. Das hübſche Baby wippte träumeriſch im Takt. Der Schriftſteller kam jetzt auch heraus. Er tanzte nie, das ſollte wohl intereſſant ſein.

Dühling ging darum in den Feſtſaal zurück

und ſah zu, wie die Masken wirbelten und jauchzten. Er ſtand an der Thür zur Veranda und ſah und ſah auch nicht. Da ſagte plötzlich eine leiſe Stimme neben ihm: „Guten Abend ... Ich komme ſpät?“ Es war Frau von Weſtrem.

„Aber Sie kommen!“ antwortete er erfreut, und ſie reichten ſich leicht die Hand. Er ſah ſie verwundert und geſchmeichelt an. Sie trug weiße, matte Seide, aber das Kleid hoch geſchloſſen und das Haar in leuchtendem Knoten wie ſonſt. Auf der Schulter lag eine Seeroſenknoſpe.

„Sie ſehen entzückend aus, gnädige Frau!“ ſagte er, ſich zu ihr beugend.

„So?“ Und ſie blickte flüchtig auf die Tanzenden. Hierauf ſchritt ſie raſch zur Dame vom Hauſe hinüber und flüſterte ihr eine Liebenswürdigkeit ins Ohr, ſo daß ſie, dankbar lächelnd, einen Takt verfehlte. Dann ſah er ſie noch zwiſchen den Masken. Sie war chic und eleganter als je, mit dem matten Weiß und dem Purpurhaar.

Als ſie zurückkam, ſagte er noch einmal: „Entzückend! Heute ſind Sie wirklich die Nixe.“

„Ach, laſſen Sie doch, Herr von Dühling!“

„Tanzen Sie, gnädige Frau?“

„Nein!“

„Aber wenn ich bitte.“

„Bitten Sie lieber nicht.“

„Aber wenn ich ſehr, ſehr bitte?“

„Ja, wenn Sie durchaus wollen . . . Aber nur einmal 'rum. Ich tanzte ſeit Jahren nicht und thue es auch heut nicht gern.“

Sie tanzten. Die Masken wichen dem Paare aus. Es war nur ein kleiner Kreis unter der Hängelampe. Dühling, der früher Vortänzer geweſen war, walzte leicht und gut, und die ſchlanke Taille, die ſein Arm umfaßt hielt, bog ſich in ſicherer Anmut. Nur ihre Hand zitterte, und für Sekunden war es, als vibriere der ganze Körper. Sie waren einmal herum.

„Genug,“ ſagte ſie. Dühling führte ſie zurück in die Glasveranda. „Einmal und nie wieder!“ ſtieß ſie faſt atemlos hervor.

„Aber, gnädige Frau, Sie tanzen ſo gut, es wäre ja auch gar nicht anders möglich.“ Und er beugte ſich ritterlich auf ihre Hand. Doch ehe ſein Mund ihren weißen Handſchuh berührt, zog ſie die Hand haſtig zurück.

„Ich will das Handküſſen nicht, Herr von Dühling!“ ſagte ſie heftig.

„Das wußte ich nicht, gnädige Frau.“

Doch ſie fuhr ſchnell fort: „Ich habe Ihnen neulich geſagt, daß ich nur mit Ueberwindung zu dieſem Feſte gekommen bin. Ich haſſe Tanzen! Da wiſſen Sie's.“

Während ſie noch ſtanden, kamen Herren, die Löwen der Penſion: der junge Arzt, der Clown und ein neuer Doktor juris, klein und widerwärtig wie ein Gnom. Sie wollten alle einen Tanz. Frau von Weſtrem hatte ſich ſofort wiedergefunden. Sie dankte allen mit ihrer liebenswürdigen Entſchiedenheit, und das Geſellſchaftslächeln lag dabei wie eingepreßt um ihre ſchmalen Lippen. „Meine Herren, ich finde Ihr Feſt reizend, aber beim Tanzen ſchwindelt mir wirklich. Ich kann's nicht mehr.“

Sie ſprachen alle höflich dagegen, nur Dühling ſchwieg markant. Jetzt kam der Rowdy auf die Gruppe zugewankt. „Um Gottes willen, ſchützen Sie mich vor dem da!“ rief ſie; „ſeine Maske iſt gewiß gut gemeint, aber das iſt nun einmal nicht mein Genre.“

Indes die Herren, zu einer Kette geſchloſſen, den Unhold liebenswürdig abdrängten, verſchwand die Frau in Weiß. Mit einem Male war ſie fort, und niemand wußte, wohin ſie gegangen.

Dühling gab ſich darum auch keine thörichte Mühe. Sie wollte allein ſein. Er verſtand das gewiß. Sie war ja auch anders als andre. ‚Aber reizend ſah ſie doch aus,‘ ſagte er reſigniert. Er wand ſich zu ſeiner Flaſche Sekt durch und fand diesmal in der Ecke einen ſteiriſchen Holzknecht, ſo echt mit ſeinem bunten Ledergurt und ſeiner derben Fauſt, daß er nur ſchwer begriff, wie der Mann in ſeinem Zivilverhältnis außerdem noch Aſſeſſor ſein konnte und der Gatte einer jungen, eleganten Frau.

Das Baby kam jetzt eilig herbei. „Wo haben Sie Frau von Weſtrem?“

„Sie iſt weg. Ich weiß aber nicht, wohin.“

„Sie ſah wieder ſo diſtinguiert aus, und man kann ihr nicht böſe ſein,“ bedauerte das junge Mädchen. Der ſteiriſche Holzknecht pflichtete bei, ſeine junge Frau zog die Lippe.

„Die Damen mögen alle Frau von Weſtrem nicht,“ flüſterte das Baby. In dem Augenblick ſteckte der kleine Stadtrat ſeinen Kopf geheimnisvoll dazwiſchen. Er trug eine Cotillonmütze und über dem Bratenrock einen märchenhaften Großkordon von roſa Seidenpapier.

„Mein gnädiges Fräulein, die Weſtrem iſt kalt und kapriziös,“ raunte der Verſchwörer.

„Nein, ſie iſt es ganz gewiß nicht!" ſchmollte das Baby. „Ich leide es nicht, wenn man meinen Freunden etwas Häßliches nachſagt."

Dagegen der Großkordon: „Sie ſind jung, gnädiges Fräulein, Sie begeiſtern ſich leicht ... Einen Augenblick, bitte, Herr von Dühling!" Er nahm deſſen widerſtrebenden Arm, und als er das Opfer glücklich in der Veranda hatte, fügte er vertraulich hinzu: „Nicht wahr, ich habe recht, Herr Rittmeiſter, ſie iſt kalt und kapriziös? Sie ſind täglich mit der Dame zuſammen, Sie ſind ein gewiegter Frauenkenner."

Dühling zuckte die Achſeln.

„Wir wohnen nämlich in Königsberg den Herrſchaften gegenüber, und ich kann ſie immer beobachten. Ich ſage Ihnen, bei der Frau iſt Reiten und Tennisſpielen Lebenszweck... Und der Mann? — Ich ſehe ſie zuweilen auf ihrem Balkon, und wenn er ſie liebenswürdig anfaßt, gleich die bekannte Bewegung in der Hüfte, die ſagen ſoll: Laß mich!... Und noch dazu ſo ein ſchöner Mann! Eine Siegfriedsgeſtalt, und jovial. Immer grüßt er einen zuerſt auf der Straße und fragt: ‚Na, Hoheit, wie geht's?' Dabei weiß er, daß ich liberal, ultraliberal bin, ausgenommen na-

türlich meine kleine Schwäche mit der Heraldik. Die Weſtrems ſind tadelloſe Freiherren!... Und einen ſolchen Mann peinigt die Frau direkt mit ihrer Eiskälte und ihren gewiſſen Launen. Tanzen, natürlich zu gewöhnlich, kein Herz für Vereinsthätigkeit, öffentliche Intereſſen ... Unter uns, Herr Rittmeiſter, ich habe mich hölliſch gewundert, daß ſie mit Ihnen einmal 'rumtanzte."

„Hat ſie denn ein Verhältnis?" fragte Dühling brüsk.

„St, ſt!" Der Großkordon tanzte vor Entſetzen, beruhigte ſich aber ſchnell, da niemand in der Nähe war. „Wenn ſie wenigſtens ſo etwas Aehnliches hätte! Aber ſie hat ja keine Spur von Sinnlichkeit oder Herz. Das iſt alles längſt aufgegangen in Spielen und Reiten, eleganten Koſtümen und bizarren Launen..." Der Stadtrat zirpte durch die Lippen und ſchnellte eine Hand in die Luft. „Der Mann, wenn er könnte, würde davonfliegen wie ein Vogel!"

„Ja, warum thut er's denn nicht?"

„Weil ſie reich iſt, fabelhaft reich!"

„Na, das iſt grade kein Gefühlsgrund, Herr Stadtrat."

„Gott, Herr Rittmeiſter, wir ſind alle

Menſchen, und es wird überall mit Waſſer gekocht, überall!“

„Ja, leider,“ meinte Dühling etwas von oben herab. „Ich fürchte, ſogar in Stadtverordnetenverſammlungen.“

Der Großkordon lächelte pfiffig. „Wir verſtehen uns, Herr Rittmeiſter, wir verſtehen uns...“ Und er ging eilig, ſeine Weisheit weiterzutragen.

Dühling war durch die Unterhaltung nicht klüger geworden. Er hätte die Frau wohl verteidigen können, er that's aus Inſtinkt nicht. Eſther von Weſtrem war entweder viel beſſer oder viel ſchlechter als ihr Ruf.

In der Veranda begann ein kaltes Büffett zu tagen mit ſüßen Torten und pikanten Salaten. Der Bowlenlöffel blinkte, und Ananasdüfte zogen verführeriſch. Eine gemütliche Völkerwanderung wallte zwiſchen Tanzſaal und Büffett. Ballmüde Herren, glühende Mädchengeſichter. Es war ein ſo vielfältiges Bild. Wie das hübſche Baby atemlos den kühlen Trank ſchlürfte, wie der kurzſichtige Schuſter ſich über den lockenden Heringsſalat beugte, wie der Baurat ſchmunzelte, das Porterglas in der Hand: „Im September des Jahres 1846, ich glaube, es war am 3., nachmittags, als ich mit

meiner ſeligen Frau zum erſtenmal von Pillau hier herüberkam," — er hatte ein wunderbares Gedächtnis für alte Zeiten und gab ſtets genaueſte Daten. Wie der Holzknecht in Bayriſchbier ſchlemmte, wie ſeine Odaliske, blaß und dunkeläugig, mit ihren weißen Zähnen in ein Butterbrot biß, ſtatt Haſchiſch zu eſſen, was ſie doch in allen Romanen thun ... Die jungen Mädchen ſchlenderten paarweiſe herein, tranken raſch und wiegten ſich gleich wieder im Tanze, während die Mütter über den tückiſchen Luftzug von der Veranda her wachten, um heiße Mädchenſchultern ſchützende Tücher legten, beriefen, ermutigten und doch ihrer Kinder niemals ſicherer waren, als bei dieſem reizenden, harmloſen Kinderfeſt.

An Dühling drängte ſich eine hübſche Maske vorüber. „Du amüſierſt dich wohl königlich?" fragte er ſcherzend.

Und das junge Ding rief übermütig zurück: „Möchteſt wohl mit mir tanzen?"

„Warum nicht?"

Da lachte ſie. „Das glaube ich wohl. Aber ich nicht mit dir. Weißt du, du haſt mir einen viel zu weißen Schnurrbart!"

Es war Maskenfreiheit, Mädchenſpott, und

der Pfeil traf doch. Das weiße Haar hatte ihn nie bekümmert. Mit siebenunddreißig Jahren macht es den Mann doch noch nicht alt, nur interessant. Aber inmitten dieser Jugend, dieser Lust war er in der That alt. Das wurmte ihn. Sollten die drei Jahre denn so mörderisch gewesen sein? Im Kasinoscherz hieß er „der häßliche Dühling mit dem unbegreiflichen Glück", und die Kameraden fragten stets: „Ja, wie machen Sie es denn eigentlich? Eine schwört immer auf Sie..." Damals schmeichelte ihm das. Und das Rezept war ja so einfach. Er war keck, er war skrupellos, und sein Herz engagierte sich nie. Mit dem Kopf verführt man, nicht mit dem Herzen... Also auch das war nun endgültig vorüber? Gewiß, sein Frauenglück damals war leicht, seicht, das Innen blieb völlig unberührt, kein Hautritz, kaum eine leichte Schramme, wenn ihn eine klug vor der Zeit verließ, oder das angenehme Nervenrieseln, wenn wieder eine ins Garn ging. Das gehört gewissermaßen zum gewandten Adjutanten, zum tadellosen Offizier, es hatte ihm nie Bedenken gemacht. Drei Jahre lang hatte er jetzt die Kunst nicht mehr geübt, und ein frecher Backfisch mußte ihm sagen, daß er sie auch nicht mehr

üben könne... Vielleicht war es ein ſtarkes Zeichen der Geneſung, daß er den kleinen Stachel wieder ſpürte. Aber das Feſt war heute für ihn erledigt. Er ſtahl ſich nach dem Korridor, ſeinen Mantel zu holen.

Die Nacht war ja ſo ſchön. Nach all den Maskengerüchen, dem Menſchendunſt ſtrömte ihm die Luft jetzt köſtlich rein entgegen. Es mußte gegen Mitternacht ſein. Auf dem Strandweg die Zaungäſte waren längſt abgezogen. Dühling ging langſam auf und ab. Der Sand knirſchte. In der Ferne murrte das Meer. Er hatte ernſte Gedanken... Was kam nun? Wenn auch die kleinen Freuden uns verlaſſen, weil das große Glück uns mied... Zieht das Glück nur die Freuden an, wie der Magnet das Eiſen?... Und die Glückloſen... Wieder kamen die Bilder, die Frau war bei ihm, die er ſo unſinnig geliebt. Und er dachte, daß er doch ein Thor geweſen, ein Verſchwender. Alles auf eine Karte, die noch dazu fehlſchlug!... Jetzt kam unerbittlich das Nichts. Doch er rang gegen dieſes Nichts, es ſollte, es durfte nicht kommen! Jede Aſche birgt einen Funken, den man zur Flamme anfachen kann, wenn man nur Holz herzuträgt, ſie zu nähren.

Als er wieder an der Villa vorüberkam, klang der Galopp aufdringlicher, der Lärm wüſter, die Geſtalten wogten wilder hinter den beſchlagenen Fenſtern. Er bog ab nach dem Zauberwald. Er wollte tief hinein, in jene Zauberſtille, wo die Föhren düſterer ſtarren, die Sandwellen ſchemenhafter leuchten, wo zwiſchen Wacholderbuſch und Heidekraut das freie Feld lugt, im Tau, verſchleiert, goldig und grün, mit ſeinen ſchweren Korndüften und dem ſüß-weichen Geruch der Lupine, dahinter das Meer, grau blinkend, geheimnisvoll, von den toten Dünenbergen geſäumt. Er dachte jetzt an eine andre Frau. Die Frau mit dem roten Haar. Und wie entzückend ſie ausſah in der matten Seide, die grün-weiße Knoſpe auf der feinen Schulter. Er ſah ſie ſo deutlich, die Rätſelvolle. Er begriff nicht, daß er ſie nicht verteidigt. Sie war auch ſicher glücklos wie er, arm, trotz ihrer Jugend, ihres Reichtums, ihrer kühlen Sicherheit! Vielleicht gehörten ſie beide doch zuſammen?... Eine Glückloſe! Und jetzt verſtand er auch, warum ſie ſo plötzlich gegangen. Sie, die ſein Schickſal kannte und begriff, hatte ſich im innerſten Herzen empört, daß er ihr, der Fremden, auch die Hand küſſen konnte nach einem Tanz ... Es war ſo

richtig gefühlt... Und er ſehnte ſich wirklich nach ihr, nach den blaſſen Augen, der ſchönen Stimme. Was ſie auch quälte, ſie war doch geſund und ſtark, wie dieſe klare, kühle Nacht.

Bei dem pfadloſen Schlendern verirrte er ſich faſt wie das erſte Mal. Er erkannte aber noch zur rechten Zeit den dunkeln Kiefernhügel wieder, wo man ins Thal hinunterſchaut. Es war nicht weit, und eine Bank mußte auch da ſein. Dühling war etwas müde geworden und wollte doch nicht zurück zum Mummenſchanz. Die Bank lag verſteckt am Abhang. Als er näher kam, ſah er eine Geſtalt daſitzen. Eine Mondſchein-Sentimentale natürlich! Die Sorte poſiert ja immer. Er irrte ſich. Es war Frau von Weſtrem, und ſie bog ſich zurück ins Gebüſch, um nicht bemerkt zu werden. Sie trug einen breiten, römiſchen Seidenſhawl um die Schultern, das Geſicht beſchattete der umgebogene Strandhut. Sie ſah nicht auf. Als Dühling grüßte, nickte ſie nur leicht.

Er trat heran. „Warum ſind die Totengräber im Hamlet ſo luſtig?“

„Und warum ſtimmt jede Maskerade ernſt?“ gab ſie ruhig zurück.

Er ſetzte ſich zu ihr. „Schon lange hier?“

„Ich glaube wohl."

Er fixierte ſie von der Seite. „Ich ſuchte Sie, gnädige Frau."

„Das glaube ich nicht."

„Aber ich ſuchte Sie doch! Ich wollte Sie etwas fragen. Sagen Sie: bin ich alt?"

„Sie fragen merkwürdig!"

„Mir ſagte nämlich eben ein hübſches Ding: ‚Geh, du biſt mir viel zu alt mit deinem weißen Schnurrbart!'"

„Es war ein Kind."

„Kinder und Narren ſprechen die Wahrheit!"

„Und ſie iſt Ihnen nicht gleichgültig?"

„Ich muß Ihnen darauf ehrlich ſagen: Nein, gnädige Frau. Alte Menſchen ſollen anders empfinden als ich. Und da ich das noch nicht kann, möchte ich auch nicht gern alt ſcheinen."

„So färben Sie den weißen Schnurrbart. Mit ſiebenunddreißig Jahren, wer ſollte es Ihnen verdenken?"

„Würden Sie graues Haar färben, gnädige Frau?"

„Ich weiß nicht. Ich bin eine Frau, und die Frauen leben alle in gewiſſem Sinne von Aeußerlichkeiten."

„Und wir?"

Sie ſah ihn flüchtig an. „Herr von Dühling, wenn Ihnen an meiner Anſicht liegt, mögen ſich alle andern Männer auf der Welt den Bart färben, — Sie dürfen es nicht! Mir gehört der weiße Schnurrbart zu Ihnen. Und wenn ich Sie morgen mit einem ſchwarzen ſähe, würde ich ſagen: ich habe mich in Ihnen getäuſcht."

Er verbeugte ſich ein wenig. „Ich danke, gnädige Frau. Sie haben recht. Ich bin in der That alt, und es könnte auch gar nicht anders ſein," ſagte er ganz leiſe.

Sie ſah ihn lange an. Und wieder blitzte tief innen der rätſelhafte Funke. „Sie ſind nicht alt, Herr von Dühling. Sie ſollen es nicht ſein! Aber wenn einer Narben heimbrachte aus ſchwerer Schlacht, ſo ſoll er ſie nicht verſtecken, weil er unverwundbar erſcheinen möchte. Die Narben ſtehen Ihnen, mögen andre auch lächeln!"

Sie ſchwiegen. Silbern blinkte der Teich. Das Wehr rauſchte.

„Und wiſſen Sie, was von Ihnen die Leute ſagen, gnädige Frau?" hub er wieder an.

„Schlimmes! Das iſt doch ſelbſtverſtändlich. Denn ich habe nie etwas Schlimmes gethan."

Darauf erzählte er ſeine Unterhaltung mit dem Stadtrat. „Aber ich habe Sie nicht etwa verteidigt. Ich weiß nicht recht, warum. Ich könnte ſagen: ich kenne Sie beſſer als andre hier, aber dennoch kenne ich Sie nicht."

„Kalt und kapriziös!" wiederholte ſie kopfſchüttelnd. „Was wollen die Menſchen eigentlich? Ich bekümmere mich nicht um ſie, und ſie bekümmern ſich deſto angelegentlicher um mich. Nur weil ich reite und Tennis ſpiele? Du lieber Gott! Als wenn das bißchen Sport den ganzen Inhalt eines Lebens ausmachen könnte! Es iſt ſo dumm! Aber ich danke Ihnen, Herr von Dühling, daß Sie mich nicht in Schutz genommen haben. Mögen die Leute denken, was ſie Luſt haben. Die Sorte könnte ich auch gar nicht aufklären, es wäre verlorene Liebesmühe. Ich bin ich, und niemand kennt mich."

„Mir iſt manchmal, als trügen auch Sie ſchwer, gnädige Frau."

„Vielleicht — ſogar gewiß. Aber ich trage allein. Und Mitleid vom Pöbel — ich danke! Ich will auch von Ihnen kein Mitleid, Herr von Dühling. Ich mag das billige Mitleid überhaupt nicht, weil es etwas Schwächliches, Erbärm-

liches ist, weil man sich mit ihm preisgiebt, zum Bettler macht. Und Lyssars betteln nicht! Sie können zu Grunde gehen, sie thun es sogar ganz sicher, aber sie gehen hoffentlich anständig und schweigend zu Grunde ... Ich kenne auch das echte Mitleid für andre nicht, höchstens das hochmütige für das Gesindel, das aus dem Fünfgroschenbazar stammt und nicht mal die fünf Groschen wert ist ... Ich habe auch kein Mitleid für Sie, Herr von Dühling, für Sie am wenigsten, wenn's auch anders scheinen mag."

„Gnädige Frau, ich habe das auch nie gewünscht."

„Ich weiß es!"

„Aber lassen wir die Bitterkeiten! Sie verstehen mich, und ich verstehe Sie. Und die Herde ist doch nur dazu da, daß man sich von ihr unterscheidet."

Sie atmete tief. „Wie ich Ihnen das Wort danke!" Dann zauderte sie. „Uebrigens eine Beichte ist der andern wert," sagte sie entschlossen. „Ich kenne Ihr Schicksal, und Sie haben nicht Verstecken zu spielen gesucht. Hier haben Sie das meine! Sie mißbrauchen's sicher nicht ... Ich habe Ihnen neulich gesagt: ich hätte meinen Mann

aus Liebe geheiratet. Das iſt die heilige Wahrheit. Doch der Nachſatz dazu heißt: Siebzehnjährige glauben die Liebe unfehlbar zu kennen, und ſie kennen ſie unfehlbar nicht ... Daß ich das echte Gefühl ſpäter doch noch fand, das iſt mein Verhängnis und auch mein Glück." Sie tippte aufs Herz. „Das Wie und das Wen ruht wohlgeborgen hier. Sieben Jahre bin ich ſo glücklich geweſen, wie eine eitle und bewunderte Frau es nur ſein kann. Ich habe alle Thorheiten mitgemacht und an allen Vergnügen gefunden, bis zu dem einen Tag ... Ich kann nur ſagen, daß ich das Gefühl fand, etwa wie ein ahnungsloſer Wilder das erſte, einzige, pure Stück Gold. Ich nahm es auf und ſah es lange an ... Und das Gefühl überkam mich heiß und wunderbar, wie eine Offenbarung, und dabei fröſtelte ich doch ... Dann habe ich gethan, was eine tadellos anſtändige Frau, die ich immer war, thun muß. Ich bin zu meinem Mann gegangen mit dem Stück Gold in der Hand und hab's ihm gezeigt und geſagt: ‚Kennſt du das?' Und er hat gelächelt und mich geküßt, wie eine Thörin geküßt. Und ich habe wieder gefragt, dringend gefragt: ‚Kennſt du das?' Und da hat er mich

verwundert angeſehen: ‚Sei doch nicht ſo ſonderbar, Kind!‘ Ich aber habe es ihm immer und immer wieder hingehalten und gefleht: ‚Nimm es und gieb mir dein Stück Gold dafür, das du doch haben mußt!‘ Da wurde er endlich böſe. Er begriff nämlich gar nicht, was Gold iſt ... Dann haben wir uns innerlich voneinander geſchieden, langſam, qualvoll. Das Stück Gold habe ich wohl noch, doch nicht mehr für ihn. Jetzt könnte er mich darum anflehen, und ich könnte es ihm doch nicht mehr geben, beim beſten Willen nicht!“

Sie hatte ernſt, faſt feierlich die letzten Worte geſprochen. Die Sterne flammten hell, und der junge Mond hob ſeine goldene Sichel in die Sommernacht.

„Ich wußte das,“ ſagte Dühling endlich. „Aber verſprechen Sie mir eins, gnädige Frau: bleiben Sie ſo lange hier, wie Sie können! Für Sie iſt es ja abſolut gefahrlos, wohl auch für mich. Das letztere weiß man freilich nie ... Les coeurs blessés, Sie wiſſen ja ... Aber Kranke unterhalten ſich gern über ihre Krankheit ...“ Er ſchaute vor ſich hin und ſagte dann nachdenklich: „Ich war nämlich mal anders, ganz anders, gnädige

Frau . . . Ich fand auch das Stück Gold und gab's weg, aber ich bin jetzt unsicher, ob ich auch Gold zurückbekam."

Frau von Westrem war aufgestanden und sah nach der Uhr. „Ich bin eine Thörin. Wer ist's schließlich nicht? Ich hätte schweigen sollen."

„Und es war doch viel besser, daß Sie sprachen, gnädige Frau. Jetzt weiß jeder, was den andern drückt!"

„Wissen Sie's?" fragte sie fast höhnend. Sie blickte hinüber nach dem Strand, wo der weiße, klare Horizont hinter den Wald sank. „Wollen wir noch einmal an die See gehen? Ich fühle wieder meine alte Krankheit: das Blinkfeuer von Brüsterort.

Achtes Kapitel.

Der Flut folgt die Ebbe unerbittlich. Auf die große Aufregung ſenkte ſich wie Mehltau der kleine Klatſch des ganzen Badeortes. Diesmal hieß die Parole: Weſtrem — Dühling. Man hatte die beiden wohl in der Nacht zuſammengeſehen, vielleicht ein Wort erlauſcht. Natürlich mußte es ein Rendezvous ſein, eine abgekartete Sache. Und Edeldenkende überlegten ſchon einen anonymen Warnungsbrief an den betrogenen Ehegatten. Die Tugend wittert ja überall das Laſter. Nur der Schnurrbart war noch ein Hindernis, der weiße Schnurrbart! Es war doch kaum denkbar ... aber man kennt ja die perverſen Neigungen großer Damen. So ging ein böſes, feiges Wiſpern durch den Zauberwald. Die beiden Sünder ahnten nichts. Sie hatten ſich faſt eine Woche nicht geſehen.

Sie war erkältet, hütete das Bett. Er erkundigte ſich täglich nach ihrem Befinden, auch Blumen ſchickte er einmal. Sie dankte und blieb unſichtbar. Er verſtand das ſo gut. Sie ſchämte ſich, und niemals ſind junge Frauen reizender, als in der Scham. Und jetzt fehlte ihm die Frau immer. Nun, da er ſie zu kennen glaubte, kam ſie ihm vor wie ein Stück von ihm ſelbſt. Und wenn ſie, geſund geworden, heimlich ging? Sie beſchäftigte ihn mehr, als er ſich ſelbſt gegenüber wahrhaben mochte. Wenn eine Frau noch ſo jung iſt, ſo leidenſchaftlich und ſo ſchnöde verkannt ... Eine verkannte ſchöne Frau! Es umfließt ſie ein ſtarker, geheimnisvoller Duft. Sagen zu können: ich kenne dich allein! Es iſt wie bei den geſchiedenen Frauen. Sie heiraten faſt ſtets wieder. Der andre fand eben den Schlüſſel zu dieſen Herzen nicht, und den Schlüſſel finden zu können, der einzige vielleicht, der ihn überhaupt finden kann, welcher Reiz! Nach dem Schlüſſel ſuchte Georg von Dühling freilich nicht. Er hatte den ſeinen ja in einem andern Herzen ſtecken laſſen, und der rechte Schlüſſel ſchließt immer zwei Herzen, doch nur die zwei.

Als er eines Nachmittags am Strande lag,

nicht weit von neuangekommenen Kurgäſten aus dem Dorf, — er erkannte ſie nicht, aber der Oſtwind trug ihm beinahe jedes laute Wort zu, und er wollte darum ſchon weggehen, — hörte er folgende Unterhaltung:

„Nun hat ja die Dünenvilla glücklich auch ihren Roman!"

„Königsberger?"

„Na, ſo beinahe ... Es ſoll die rothaarige Baronin ſein, die Frau von dem ſchönen Rittmeiſter."

„Und er? Ja, das ſoll ſo ein alter Krauter aus Berlin ſein, der es aber doch verflucht gut verſtehen muß."

Sie lachten und erzählten ſich, leiſer plaudernd, wohl die intimeren Details. Dühling ſtand auf. Der Hauptſprecher war ein grauer, alter Philiſter mit einer Brille und einem Bauch. Um dieſen Schwätzer zu züchtigen, hätte er ſchon zum Stock greifen müſſen, und das widerſtrebte ihm. Bei groben Skandalen um eine Dame wird auch der reinſten das Kleid beſchmutzt. Mit ſeinesgleichen ſchießt man ſich, aber das Prügeln macht immer gemein. Er ging alſo, ohne ſich noch einmal umzuſehen. Der Klatſch

war ſo ſinnlos, und doch ärgerte er ihn. ‚Das beſte, vernünftigſte wäre wohl, ich reiſte ab. Aber wohin? Jedenfalls will ich ihr alles erzählen, und ſie ſoll entſcheiden.‘

Er kam in die Penſion, und die erſte, die er ſah, war Frau von Weſtrem. Sie ſaß in einer Laube und trank Kaffee. Er ging ſofort zu ihr. „Wie geht's, gnädige Frau? Ich habe mich um Sie geſorgt. Ich fürchtete, Sie zu verlieren, ja, ich fürchtete das ganz gewiß.“

Er reichte ihr herzlich die Hand, was ſie mit dem eignen flüchtigen Druck erwiderte. Ihre Hand war trocken und heiß wie bei Fieber. Sie antwortete auch nicht gleich. Sie ſah ihn nur, rot geworden, etwas geniert an, als wenn ſie ſagen wollte: ‚Nicht wahr, du haſt doch vergeſſen? Deshalb war ich nämlich krank.‘

Er begriff. Aber die Klatſchgeſchichte erzählte er ihr doch. „Ich kann nicht anders, gnädige Frau.“

„Gewiß, gewiß,“ antwortete ſie zerſtreut, dann ſchwieg ſie nachdenklich. „Die Leute haben recht ... Ich ſollte nicht mehr zu meinem Mann zurückgehen. Das beſchäftigt mich auch jetzt jede Minute wachend und ſchlafend ... Und ſolches Ueberlegen macht ſo matt.“

„Ehrlich geſagt, gnädige Frau, darin verſtehe ich Sie auch nicht ganz. Es iſt doch kein Losreißen für Sie. Und was man früh thun kann, ſoll man nicht ſpät thun!“

Sie lächelte bitter. „Sie reden auch, wie Sie's verſtehen, Herr von Dühling! Mit dem Gedanken an die Trennung gehe ich natürlich ſeit Jahren herum. Das heimliche Lügen, das im Bleiben liegt, liebe ich ganz gewiß nicht ... Ueber große Zärtlichkeit hat er ſich allerdings nicht zu beklagen, und in meiner Ehe bin ich vielleicht, was ich ſcheine: eiskalt und kapriziös ... Er hat ſo gute Nerven, und er denkt nichts oder er denkt, es liegt alles daran, daß wir keine Kinder haben ... Und wenn ich morgen nach Berlin zu meinem Mann führe und ihm ruhig ſagte: ‚Es iſt aus zwiſchen uns, abſolut aus. Ich kann nichts dafür, du kannſt nichts dafür, wir paſſen eben nicht zu einander?‘ — Erſt würde er ſicher denken, ich ſei verrückt geworden. Darauf brauchte ich ihn nur ruhig, ganz ruhig anzuſehen; ich kann etwas im Blick haben, das alle Hitze dämpft ... Alſo gut! Das wäre auch überſtanden ... Aber er iſt ſchließlich ein Mann, in gewiſſem Sinne ſehr Mann. Er wird ſich

ſagen: ‚Die Frau, mit der ich zehn Jahre zuſammen gelebt habe, ſieben davon für mein Gefühl wunſchlos glücklich, die Frau hat mir ein andrer entführt, und dieſen andern möchte ich mir gerne über das Viſier einer Piſtole anſehen.‘ ... Der andre exiſtiert natürlich, aber er ahnt ihn nicht! Und er wird doch ſuchen unter ſeinen Bekannten, unter den armen Courmachern wahrſcheinlich, die immer um mich herum waren, weil ſie einen geſchulten Inſtinkt für faule Ehen haben, und die ich nicht mal abfallen ließ, weil ſie mir ſo abſolut ungefährlich waren. Einen davon würde er ſich wohl kaufen, vielleicht faßt er ſich auch den erſten beſten hübſchen Leutnant, der nach unſrer Trennung mich noch freundlich anzureden wagt: ‚Du biſt alſo der Schurke! Ich hätte ihr allerdings einen beſſeren Geſchmack zugetraut, aber das Gericht will ich euch wenigſtens gründlich verſalzen ...‘ Wenn nun ſo ’n armer Kerl dran glauben müßte? In dem Punkte traue ich ihm alles zu ... Und auf der andern Seite — mein Gefühl erklären kann ich ihm nicht, weil er es einfach nicht verſteht. Er liebt mich eben noch auf ſeine Weiſe. Er freut ſich kindiſch über jedes gutſitzende Kleid, er bewundert täglich meine

Figur. Je kälter ich, um ſo wärmer wird er... Und dann thut er mir doch leid ... Er will eine junge, elegante, reiche Frau — ich bin's. Und wenn der arme Thor mit dem wenigen zufrieden iſt? Ich bitte Sie! Wenn ich gehe, nehme ich ihm alles, und mir gebe ich nichts. Das weiß ich nur zu genau. Aber ich bin keine Frau, die ſich mit ſentimentalen Träumen begnügt; wenn ich etwas aufgebe, will ich auch etwas dafür haben. Und wenn ich eine Thorheit begehe — ich begehe jetzt vielleicht die größte —, ſo thue ich ſie doch bewußt und zittere nicht vor der Konſequenz."

„Sie haben recht, gnädige Frau ... Sie thun mir leid." Sein Arm lag ſchlaff auf dem Gartentiſch.

Jetzt zuckte ihre Hand jäh herüber und preßte ſein Handgelenk. „Leid thun? Bitte, niemals mehr das Wort! Die Suppe, die ich mir eingebrockt habe, eſſe ich allein aus und wünſche niemand, der mir eſſen hilft ... Sie ſagten eben, Sie würden mich ſchwer vermiſſen; nun noch einmal das Wort Mitleid, und ich bin in derſelben Stunde weg." Sie zog langſam die Hand zurück. Jetzt lächelte ſie hochmütig. Von einem

Balkon ſahen zwei Damen zu und drehten ſich verlegen weg, als Frau von Weſtrem hinaufblickte. „Ich ſage Ihnen ja," fuhr ſie unbekümmert fort, „wenn ich ‚das' hätte, was ich wollte, und wenn ich mir's vom Himmel herunterreißen könnte, ich würde über jede Leiche gehen, und kein Mitleid würde mich wankend machen."

Dühling durchrann es ſeltſam. Seine eignen Gedanken, ſeine eignen Gefühle bei jener andern Frau; der heiße Wunſch, daß auch ſie einmal über Leichen gehen könnte. —

Seitdem verkehrten die beiden wieder ſo harmlos, wie es zwei Wiſſende überhaupt noch können. Sie waren täglich zuſammen. Er holte ſie frühmorgens von der Villa ab. Er brachte ſie abends zurück. Es war eine Sünde ohnegleichen. Und vor der Ungeheuerlichkeit verſtummte faſt das Wiſpern.

Eine Woche ſpäter, auf einem Spaziergang, ſagte ſie ohne Einleitung: „Ich gehe nicht mehr zu ihm zurück!"

„Warum jetzt auf einmal ſo entſchloſſen, gnädige Frau?"

„Ich will nicht mehr, vielleicht kann ich auch nicht mehr," fügte ſie faſt flüſternd hinzu. Und

es war doch rings kein Lauſcher als der Sand und das Meer.

„Und wohin wollen Sie gehen?“

„O, fragen Sie nicht! Ich weiß es ſelbſt nicht. Ich habe keine Ahnung, wo ich heut über einen Monat ſein werde, nicht einmal die Vorſtellung. Ich will ſie auch nicht haben!“ Dann lächelte ſie müde. „Ach Gott! Ich bin gewiß zielbewußt und mag das wahlloſe Träumen nicht, aber einen ſchwachen Punkt haben wir alle, und da ſind wir ſo klein und kindiſch, ſo albern vor uns ſelbſt. Wir wiſſen's genau, wir ändern uns doch nicht ... Nehmen Sie an, ich hätte einen Brief bekommen, in dem abſolut nichts ſteht, und aus dem ich doch etwas herausleſen möchte.“

„Haben Sie wirklich einen Brief bekommen, gnädige Frau?“

„Nein.“

„Warum ſagen Sie es dann?“

Sie zuckte nur die Achſeln. Sie war ſtehen geblieben und bohrte mit dem Fuß verlegen im Sande. In dem Augenblick war ſie wirklich Weib, ſchwach, reizend. Er hatte dieſe ſüße Schwäche mal bei einer andern Frau ſo heiß

geliebt. Hier kam ſie ihm neu, unvermittelt. Und dabei die Schwäche einer ſtarken, leidenſchaftlichen Natur ... Er ſuchte ihre Augen, doch die wichen ihm aus.

„Sie haben doch einen Brief bekommen, gnädige Frau, vorhin, und Sie wollen es jetzt nur nicht wahrhaben!"

„Sind Sie eiferſüchtig auf ihn, Herr von Dühling?" ſpottete ſie.

„Etwas, ja. Ich möchte wenigſtens wiſſen, wer er iſt und ob er Sie verdient. Wir ſind ſo lange zuſammen und kennen uns ſo gut. Ich habe viel über Sie gegrübelt, wie das ja natürlich. Und dabei hat eine andre etwas verloren. Ich ſehe ihr Bild jetzt weniger klar, der Zweifel faßt mich ſtärker ... Nein, ich zweifle nicht," unterbrach er ſich raſch. „Ich will nicht zweifeln! Aber man hat ſo ſeine Gedanken. Und bei jeder Frau, mit der man lange und ausſchließlich zuſammen war, fragt ſich der betreffende Mann: ‚Wenn dir die früher auf dem Lebenswege begegnet wäre?' Ja, gnädige Frau, wenn wir uns früher begegnet wären, viel früher, als uns beide noch nichts band, hätten wir nicht vielleicht ganz gut zu einander gepaßt?"

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Sie war langsam weitergegangen. „Ich glaube auf keinen Fall, Herr von Dühling," antwortete sie, ohne aufzusehen.

„Und ich glaube doch! Der Fabulist hat recht. Wir haben etwas Gemeinsames ... Ich war ja, wie gesagt, auch mal ein andrer, ein ganz andrer. Ich war ein zielbewußter, harter Bursche, manche sagten sogar, kalter Streber, obgleich ich zum Streber wohl immer viel zu hochmütig gewesen bin. Jedenfalls hatte ich Kraft und Jugend und wußte, was ich wollte ... Und jetzt?" Er lachte schrill auf. „Löschen Sie mir drei Jahre meines Lebens aus! Ich weiß nicht mal, ob Sie mir damit etwas Gutes thäten, ich würde vielleicht wie ein Kind betteln: ‚Schreibe wieder auf die schwarze Schiefertafel, was du verlöscht!' Ich habe von dieser Vergangenheit gelebt, ich lebe noch davon, ich vegetiere. Aber jetzt steigt mir manchmal der Wunsch auf: ich möchte von der Gegenwart leben! Und daran sind Sie etwas schuld, gnädige Frau ... Wenn ich Sie sehe in Ihrer Jugend, Ihrer Kraft, Ihrer Fähigkeit, ein schweres Schicksal stolz und ohne Wimperzucken tragen zu können, dann sage ich mir doch: ich möchte auch wieder jung sein,

leben. Mit dem einen Male kann es doch nicht endgültig aus ſein! Der weiße Schnurrbart allein macht doch noch nicht alt, nicht wahr?"

Der Strand war an dieſer Stelle tief. Sie gingen beide ſchwer. Die Brandung klatſchte an ein Felsſtück, ſo daß der dumpfe Laut ſeine letzten Worte verſchlang. Eine Holztreppe mit holperigen Stufen führte zwiſchen wildem Buſchwerk auf die hohe, bröckelnde Küſte. Frau von Weſtrem ging voran, raſch, elaſtiſch; ſie blieb nicht ein einziges Mal aufatmend ſtehen, obgleich es mehr als hundert Stiegen waren.

‚Die Frau verſteht dich doch nicht,‘ dachte er. Oben war eine Bank und ein Ausblick mit einer hölzernen Bruſtwehr nach der See zu. Frau von Weſtrem lehnte ſich gegen den Querbaum und ſchaute ſehnſüchtig hinaus. Es dämmerte ſchon. Im Rücken und zur Seite hochſtämmiger Laubwald mit blumigem Raſen und gepflegten Parkwegen, die Warnicker Forſt, der ſchönſte Punkt an der ganzen Küſte. Es war um die Glockenblumenblüte. Die hohen, ſchlanken Halme mit dem blauen, ſtummen Geläut ſchwankten leiſe im Dämmerlicht, vom Abendwind gekoſt. Vorn dehnte ſich das Meer, blau, ſpielend, mit zittern-

den Reflexen, und rotgolden flimmerte zierliches Gewölk. Nach Brüſterort hin die im weiten Bogen ausholende Küſte, ſteil, ſtumm, düſter; ihre hohen Lehmwände jäh zerriſſen, mit nachſtürzenden Bäumen, geknicktem Geäſt und angſtvoll feſtgekralltem Buſchwerk. See und Weſtſturm reißen wild aufjauchzend ihren Todestribut von dem wehrloſen Strand. Schlank wie ein Minaret reckte ſich der Leuchtturm aus ſeinem Dünenbollwerk. Er lag tot.

Jetzt zuckte das erſte Licht auf.

„Ihr Blinkfeuer," ſagte er.

„Ja, mein Blinkfeuer," wiederholte ſie. „Kennen Sie den Mechanismus?" fragte ſie nach einer Weile.

„Ja und nein. Jedenfalls nicht beſſer als Sie. Es iſt intermittierendes Licht. Einmal flammt's hell wie eine Bogenlampe, und dann glimmt's wieder heimlich wie ein Glühwurm."

„Soll ich wieder einmal thöricht ſein?"

„Ja, gewiß ... Das iſt doch das Beſte am ganzen Leben!"

„Jetzt glimmt's grade," ſagte ſie. „Zählen Sie bis drei, langſam oder ſchnell, wie Sie wollen!"

Er zählte: „Eins . . . zwei . . .“

„Ha, es flammt!“ rief ſie triumphierend.

„Was ſoll das?“

„Daß ich mich heute dem Zufall wieder mit geſchloſſenen Augen hingegeben habe. Ich dachte mir, wenn bis drei das ſtarke Licht umſpringt, werde ich im Leben noch einmal haben, was ich erfleht.“ Sie hatte ſich zu ihm gewandt, in den blaſſen Augen ein tiefes, heißes Leuchten.

Ein vages Gefühl durchzuckte ihn wie eine Ahnung. Er ſcheuchte ſie ſofort. Die Augen leuchteten ganz ſicher einem andern.

Sie wandte ſich gleich wieder zu See. Das Glühwürmchen gleißte jetzt matt. „Wie kurz, wie furchtbar kurz!“ meinte ſie kopfſchüttelnd. „Sonſt flammte es doch viel länger.“

„Es kam mir auch ſo vor. Vielleicht iſt etwas am Mechanismus entzwei.“

„Nein, nein!“ unterbrach ſie raſch. „Es iſt ſchon richtig. Das Glück iſt immer kurz, ſo lang es auch ſein mag.“

Darauf ſchwieg er und dachte an die andre Frau. Dann gingen ſie noch in dem Waldpark ſpazieren. Es war ſo feierlich ſtumm. Die Nacht ſtreute leiſe ihre dunkeln Schatten. Sie

ſprachen faſt nichts. Sie ſtrich mit der Hand über das hohe Waldgras am Wege, und ihm deuchte, es ſei eine zitternde Hand.

Durch das Grün blinkten die Signallichter eines Bahnhofes. Es kam ein ſchmaler Heckenpfad. Sie mußten hintereinander gehen. Der Schwarzdorn duftete, das rote Haar leuchtete. Eine Sommernacht und eine rätſelhafte Frau... Aus dem Waldwirtshaus ſtrömten die Paſſanten. Es war Mittwoch, und der letzte Zug ging bald. Auf dem ſchlecht gepflaſterten Wege zur Station begegnete den beiden ein ſchluchzender Junge. „Was haſt du?" fragte Dühling.

„Ich habe meine Eltern verloren!"

Und Frau von Weſtrem erinnerte ſich jetzt eines Paares, das am Heckenwege unſchlüſſig geſtanden und jeden Vorübergehenden nach ſeinem verlorenen Jungen fragte, — dicke, gutmütige Leute, die ihr Kind ſicher herzlich lieb hatten.

„Die ſtehen dort drüben, mein Junge. Lauf, ehe ſie wieder in den Wald zurückgehen!" Dühling zeigte nach der Richtung. Der Junge ſprang glückſelig und ohne Dank von dannen.

„Haben Sie als Kind leicht geweint, gnädige Frau?"

„Nein, höchſtens aus Wut, wenn man mich ſchlug. Aber auch das iſt ſchon lange her. Später erinnere ich mich keines einzigen Males mehr ... Doch, einmal noch! Aber das hat niemand geſehen ... Ich mag auch die leicht fließenden Thränen nicht. Sie ſind ſo ein ſentimentaler, ſchwächlicher Appell an das Schickſal ... Aber wenn es mir doch noch einmal paſſieren ſollte im Leben, dann müßte mein Herz ſo übervoll ſein, daß auch andre weinen müßten an meiner Statt."

Sie kamen auf den Bahnhof. Am winzigen Schalter drängten ſich die Eiſenbahnfiebernden. Es war noch ſo viel Zeit. Sie gingen den langen Zug ab. An der Lokomotive ſuchte Dühling intereſſiert nach der Nummer. Er hatte ein gutes Zahlengedächtnis, und aus Zufall bewahrte er noch die Maſchinennummer vom Eröffnungstage. Es war dieſelbe. Da deutete er lachend auf das kleine, ſchwarze, pruſtende Ungetüm. „Dem verdanke ich, daß wir uns überhaupt noch kennen lernten, gnädige Frau." Er ſchlug mit dem Stock im Scherz nach dem Radreifen und ſagte: „Du haſt's gut gemeint, rußiges Scheuſal!" Und er erzählte ihr von dem großen Tage damals, und

wie er und der Schriftſteller ſich in der Unterhaltung über ſie verſpätet hätten, und wie merkwürdig der Zufall dann in der Begegnung und in dem Telegramm geſpielt.

Bei der Heimfahrt ſaßen ſie eingepfercht. Beſtaubte Stiefel, Kindergeſchrei und Kurgäſte, die überlegten, ob das Abendbrot nicht ſchon endgültig von den Penſionstafeln abgetragen worden ſei. In ihrem kleinen Badeort waren die beiden die letzten, die ausſtiegen. Als hinter dem Hexenwald der Teich leuchtete, treibende Seeroſen im ſilberigen Flimmer, blieb ſie ſtehen. Das Stranddorf lag drüben wie illuminiert, und von den Uferhäuſern ſchwankte rotverſchwommen der Wiederſchein freundlicher Lichter auf dem Waſſer.

„Denken Sie noch an unſre Begegnung hier in der Mittagsglut, gnädige Frau?“

„Gewiß!“

„Und thun Ihnen die Konfidenzen nicht doch manchmal leid?“

„Nie! Im Gegenteil, Herr von Dühling. Das mußte wohl auch mal 'runter vom Herzen. Und für das Heute danke ich Ihnen. Sie ſind doch ein Freund!“ Sie hielt ihm die Hand hin, die ſchmale, energiſche Hand. Im Gehen warm

geworden, hatte ſie das däniſche Leder vorgeſtreift, bis über das Gelenk. Dühling nahm die Hand und küßte die unbeſchützte Stelle. Sie ließ es geſchehen. Darauf fiel der Arm wie leblos zurück. An dem kleinen Laden im Dorfe verabſchiedeten ſie ſich. Sie wünſchte wieder allein nach ihrer abgelegenen Villa zu gehen. Der Laden war noch auf, und die niedlichen Badeſpielereien im Schaufenſter ſchauten luſtig. Frau Weſtrem ſah und lächelte auch.

„Ich ſehe Sie ſo gern lächeln, gnädige Frau, aber Sie thun es nur ſelten, und es ſteht Ihnen doch ſo gut!“

Da wurde ſie wieder ernſt. „Ich bin wohl zu leichtſinnig für mein Schickſal? Und doch habe ich vielleicht zum erſtenmal ein Recht, es zu ſein, denn mir iſt heute klar geworden, daß ich über ein Jahr entweder wunſchlos bin — oder . . .“

„Oder?“ wiederholte er bittend. „Sagen Sie doch, gnädige Frau!“

Aber ſie war ſchon weg und rief ihm nur noch ein helles „Gute Nacht!“ zu.

Georg von Dühling blieb dieſe Nacht ſehr lange auf. Er holte die Kaſſette vor, — die

Briefe, das Roſenblatt, das Bild. Er las alle Briefe noch einmal, obgleich ihm das immer furchtbar weh that. Sie waren ſo reizend und gut, und eigentlich ſtand für ihn ſelbſt ſo wenig drin, bis auf einen den Satz. Er küßte die Stelle. Ueber ihrem Bild brütete er Stunden. Und das Entzücken durchrieſelte ihn wieder und das Weh. Das ſüße, junge Geſicht mit dem müden Charme, dem unnennbaren Liebreiz! Er gehörte dieſer Frau noch immer und fühlte das wohl. Es war nicht anders und konnte nicht anders ſein. Wer alles hingegeben, beſitzt eben nichts mehr. Ob auch der Fuß an der Kette zerrte — ein andrer Frauenkopf wollte auftauchen, ein andres Glück, — es war doch alles vergebens. Er verſchloß die Kaſſette und verſteckte den kunſtvollen Schlüſſel. Er fühlte ein Zucken in den Fingern und ein ſchmerzhaftes Ziehen. Er hätte gern alles hinter ſich geworfen. Nur einmal noch Gegenwart! Er wandelte ruhelos die ganze Nacht . . . Wenn nun die andre auch ging, die mit dem ſtarken, jungen Herzen und der großen Leidenſchaft, wenn die auch ging, vielleicht ihrem Glücke entgegen, ſo blieb er eben wieder einſam zurück. Es war immer die alte Geſchichte. Und der Gedanke an

dieſes troſtloſe Leben von der Vergangenheit allein drückte auf ihn wie ein Alp.

Der helle Mond verblaßte, in der bleichen Morgendämmerung erſchauerte träumend der Wald. Der fahle Schimmer kroch durch die weißen Fenſtervorhänge, und der gelbe, übernächtige Schein der Lampe wehrte ſich aufkniſternd gegen den Eindringling. Im Zimmer war eine heiße, ſtickige Luft. Der Mann zog den Mantel an. Er wollte noch einmal hinaus. Das aufgedeckte Bett lockte ihn gar nicht. Draußen wehte die feuchtmilde Morgenkühle. Die Villa lag wie verwünſcht, und die bunten Illuminationslämpchen hingen grämlich und verkatert, wie nach einem wüſten Feſt.

Georg von Dühling ging auf der Dünenhöhe entlang, den Morgen zu grüßen. In den Laubbüſchen ſpiegelte ſich der Tau. Das Heidekraut duftete, Vögel zwitſcherten ſchlaftrunken. Die See blickte kalt, grau, mit ihrem gelben, lebloſen Strand. Die Badebuden waren geſchloſſen, morſche Fiſcherboote lagen am Ufer. Eiſig wehte es herauf. Am äußerſten Horizont ſpielten violette Lichter, aufgleißend über den dunſtigen Waſſern. Die Sonne erwachte wohl grade hinter

dem Hexenwalde drüben, und ihre erſten Strahlen küßten das heilige Meer. Doch nur ein ſilberner Schein im Morgengewölk zeichnete den Oſten. Dühling war bis aufs Feld hinausgegangen. Die Dörfer ſchliefen noch, leblos lag der Wald. Aus dem Fließthal blickten die ſchwediſchen Villen, fremdartig, neu. In einer glimmte noch ein Licht. Es mochte ihr Zimmer ſein. Sie träumte wohl wachend von dem andern. Und ein neidiſches Gefühl ſtieg in ihm empor, er ſagte halblaut: „Ich wollte doch, ich wäre der Mann!“ Er hatte das heiße Leuchten ihrer Augen noch nicht vergeſſen ... Aber ſofort ſchämte er ſich der Regung. Der Frühmorgen iſt nüchtern und dämpft thörichtes Gefühl ... Er wandte ſich nach links, das Blinkfeuer von Brüſterort zu ſehen. Und in demſelben Augenblicke, wo er ſah, erloſch es auch. Es war wirklich Morgen.

Er ging durch den Zauberwald zurück nach der Villa. Der Hausdiener ſchlich verſchlafen durch den Korridor, und nie kam die Dünenvilla dem Manne ſpießbürgerlicher vor und die Vergangenheit grauer als nach dieſer durchwachten Nacht.

Neuntes Kapitel.

Der Sommer neigte ſich. Er hatte an Wärme und Licht gegeben, was nur der kurze öſtliche Sommer zu geben vermag. Die Paſſantenſtröme verſiegten allmählich, und die großen Landpartien mit vollgepfropften Leiterwagen, im Sande keuchenden Ackerpferden und Lampions ſchwenkenden Kindern ſchienen nur noch eine Legende. Die Teichlinden ſchimmerten gelb, und ernſthaft leſende Mädchen, die altklug von ihrem Buch auf das raſchelnde Blätterſpiel ſahen, das der Herbſtwind trieb, ſaßen einſam auf den verlaſſenen Bänken. Das Waſſer blinkte ſtahlblau und kalt. Niemand dachte mehr der furchtbaren Malariadünſte, die es in ſchwülen Julinächten ſonſt aushauchen ſollte. Die Reunions in den Dorfhotels ruhten. Es waren beſcheidene Feſte geweſen, mit hellen Waſchkleidern und furchtbar

heißen Geſichtern, mit feurigen Tänzern aus Prima oder vom Ladentiſch. Dühling kannte ſie kaum dem Namen nach — höchſtens von der Straße aus ſah er in die ſtaubigen Biergärten mit den Grog trinkenden Philiſtern ſämtlicher oſtpreußiſchen Landſchaften.

Auch in der Dünenvilla war eine wohlthuende Ruhe eingekehrt. Zwar die Zimmer waren noch vollſtändig beſetzt, und die Hufeiſentafel zeigte keine Lücken, aber der Blick der Penſion ruhte faſt mit Wohlwollen auf dem einſamen Entoutcas eines verſpäteten Strandtouriſten im Garten. Die heimliche Klage, daß die Paſſanten durch ungebührlich große Kotelettes verwöhnt und die Stammgäſte etwas ſtiefmütterlich behandelt würden, verſtummte, ſogar der Groll über das allabendliche Ragout, der die Hundstagsgemüter erhitzt und viel Geiſt und Witz verſchlungen hatte, war nicht mehr. Man wohnte und aß wieder wie zu Beginn der Saiſon: einfach, aber vortrefflich. Die ungewohnte Fremdenwoge hatte den Kurort aus ſeinen Gleiſen geſchleudert, jetzt fand er ſich wieder, und es ging nach alter Weiſe. Im Korridor duftete es anmutig nach Kuchen, die Kaffeemaſchine brodelte einladend. Der alte

Hauch von Wärme und Gemütlichkeit zog durch das Schweizerhaus. Und wenn der Herbſtwind an der Glasveranda rüttelte, blinkte am frühen Abend traulich das Grogglas, und der Whiſttiſch formierte ſich. Und vor allem waren es neue Menſchen, Naturfreunde, die gern beſchaulich und einſam blieben. Rauſchende Badevergnügungen hatten die lange hinter ſich. Dühling kannte faſt niemand mehr. Von der alten Garde waren nur noch der Schriftſteller und der Gnom zurückgeblieben ... Die Frau des Hauſes that ihr Beſtes. Abends wurde muſiziert, und ſie, die tagsüber Beſchäftigte, ſaß dann gern am Klavier und erholte ſich an ihrem eignen guten Spiel. Dühling und den Schriftſteller hatte ſie nie geliebt. Die waren zu viel gereiſt und betrachteten die Menſchen darum zu ſehr als Dinge — auch ſie ... Und im übrigen: Dühling — Weſtrem! — es gab wenige, die bei dieſen Namen nicht ein angenehmer, moraliſcher Schauer überlief. Nur der Gnom mit ſeinen ſchnodderigen Berliner Redensarten war merkwürdigerweiſe aller Freund. Dühling ſah den Mann überhaupt nicht. Es war der einzige Herr, mit dem er nie einen Gruß wechſelte.

Der Verkehr mit Frau von Weſtrem ruhte

faſt ganz. Zwiſchen ihnen lag eine Wolke. Sie konnten den alten harmloſen Ton nicht mehr finden. Er grollte nicht, und ſie ſchmollte nicht. Nur ein kleiner Zwiſt. Er hatte einmal über den Mann etwas lächelnd geſprochen, und ſie antwortete ſofort froſtig ablehnend: „Laſſen wir ihn doch! Er iſt arm genug . . .“ Und als ſie von der Frau ſprach — es war nichts Böſes, — antwortete er nervös: „Laſſen wir ſie doch! Sie iſt arm genug.“ So trennten ſie ſich.

Er wäre gern abgereiſt und wollte ſich nicht zugeben, daß die Frau allein ihn forttrieb und feſthielt zugleich. Heute beim Morgenkaffee hatte ſich die Dame des Hauſes zu ihm geſetzt. Sie hatte den untrüglichen Fraueninſtinkt für gewiſſe Verſtimmungen, und der Mann that ihr wohl auch leid. Sie hätte gern alle Menſchen glücklich geſehen, wie ſie es ſelbſt war durch ihre Arbeit. Der Kellner Karl, der ſonſt als Vertrauter wichtigen Beſprechungen beizuwohnen pflegte, ſtand fern am Büffett. Er klimperte träumeriſch mit den Biermarken in ſeiner Taſche. In der Herbſtzeit regte ſich bei Sommerkellnern der Wandertrieb. Die Anſprüche der alten Damen ſchwollen, doch die Trinkgelder fielen ſpärlicher.

„Sie hatten ſich ſchön erholt, Herr Rittmeiſter, aber jetzt ſehen Sie wieder etwas matt aus.“

„Ich habe wohl die See forciert, gnädige Frau. Schlecht gerechnet ſechzig Bäder. Das würde Ihnen jeder Arzt für Wahnſinn erklären, aber das Waſſer iſt noch ſo warm — und viel andres hat man jetzt auch nicht mehr.“

„Aber Herr von Dühling!“ rief die Dame freundlich gekränkt. „Das können Sie unſerm Ort nicht nachſagen. Es giebt Spaziergänge die Hülle und Fülle. Und im Herbſt ſieht ſich alles wieder ganz anders an!“

„Frau von Weſtrem hat das Baden auch wieder angefangen.“

„So? Früher badete ſie ſo furchtbar ſpät.“

„Das weiß ich nicht!“

„Das war auch vor Ihrer Zeit . . .“ Und mit freundlicher Bosheit fuhr ſie fort: „Sie iſt ja wohl eine ſehr liebe Dame, die Frau Baronin, aber etwas Unnahbares hat ſie immer.“ Sie lächelte ſpitz. „Etwas wie Sie, Herr von Dühling. Ja, ja, gleiche Brüder, gleiche Kappen! Sie haben ſich nicht umſonſt gefunden.“

Darauf Dühling höflich verwundert: „Ich verſtehe nicht ganz, was Sie meinen, gnädige

Frau ... Im übrigen iſt unſer Verkehr doch der natürlichſte von der Welt. Ich bin alter Regimentskamerad ihres Mannes ..."

„Aber der Herr Baron muß doch viel jünger ſein!"

„Im Gegenteil. Ein paar Monate älter. Er hat nicht mehr ſehr lange bis zum Major ..."

„Aber ich dachte doch ..." Und da ihr das Thema peinlich war, ſagte ſie mit doppelter Herzlichkeit: „Heute müſſen Sie aber hinaus, Herr von Dühling! Sie ſitzen viel zu viel. Es iſt ein Tag ſo warm und klar, wie im ſchönſten Sommer." Karl kam mit einem diskreten Kellneranliegen. Die Dame ſtand auf. „Frau von Weſtrem iſt wohl am Ende gar ſchon abgereiſt?" fragte ſie im Weggehen mit leichter Pike.

„Ich glaube nicht. Sie würde ſich doch wenigſtens von Ihnen verabſchiedet haben."

Selbſtverſtändlich war ſie noch da! Und dennoch fiel die andre Möglichkeit ihm etwas aufs Herz. Sie war die Frau, auch ohne jeden Abſchied zu gehen, wenn es ihr paßte ... Und wenn ſie wirklich weg war? Wenn er in der Villa klingelte und den Beſcheid erhielt: die Frau Baronin ſind vor einer Stunde abgereiſt? ... Er fühlte plötzlich keine Verſtimmung mehr gegen

ſie, nur eine kindliche Angſt, ſie vor der Zeit zu verlieren. Er kämpfte: warte bis morgen! Doch er wartete nicht, er ging ſogleich. Als er, peinlich in der Toilette wie immer, ſich im Korridorſpiegel beſah, ärgerte ihn der weiße Schnurrbart.

Zehntes Kapitel.

Frau von Weſtrem war zu Haus, doch ließ ſie wider Gewohnheit Dühling lange warten. Er ging im Garten auf und ab. Herbſtaſtern blühten bunt, doch warmer Sommerhauch lag in der Luft. Ein hübſches Dienſtmädchen ſcheuchte unbotmäßige Hühner. Die erzählte gleich redſelig, daß Weſtrems drei große Zimmer bewohnten: ein Schlafzimmer für die Frau, einen Salon, ein Schlafzimmer für den Herrn, wenn er mal Sonnabends herübergekommen wäre. Die Herrſchaften ſähen ſich dann früh immer erſt im Salon am Frühſtückstiſch. Das ſagte ſo viel.

Jetzt ſah Frau Weſtrem aus dem Fenſter: „Wollen Sie nicht einen Augenblick heraufkommen?“

Dühling betrat die Wohnung zum erſten Male. Ein großes, luftiges Gemach mit friſchen

Blumen und einer flüchtigen Ordnung. Er hätte ſchwören mögen, daß er beim Packen geſtört. Die Frau ſelbſt in einem weißen Sommerkleid, hübſch und elegant wie immer, aber müde.

„Mein beſter Kamerad will mich verlaſſen?“ fragte er beim Eintreten mit einem Blick auf zwei große Koffer.

Sie wollte die Anſpielung nicht verſtehen und führte den Gaſt an das Fenſter, ihm die Ausſicht zu zeigen: das anmutige, grüne Thal, das Fließ und im weißen Düneneinſchnitt das Meer. Dühling ſah nur flüchtig hin.

„Sie dürfen auch gar nicht reiſen, gnädige Frau, ſolange es der Herbſt noch ſo gut meint!“

„Mir bekommt das Baden ſchlecht.“

„Mir auch . . .“ Er blickte ſie forſchend an, ſie ſah gleichgültig weg . . . „Jedenfalls bin ich froh, daß ich Sie wiederhabe, gnädige Frau,“ ſagte er herzlich. „Ich habe mich gelangweilt ohne Sie, die trübſeligſten Gedanken gehabt. Warum fehlen Sie mir ſo? Sagen Sie, warum!“

„Gewöhnung. Wir waren viel zuſammen.“

„Das wähnte ich auch . . . Aber es iſt was andres!“

„Was?"

„Es ist was sehr Schmeichelhaftes."

Da unterbrach sie ihn rasch: „Nein, sagen Sie, bitte, nicht!" ... Und nach einer Minute gleichmütig: „Sagen Sie auch meinetwegen ..." Und sie beugte sich wie gelangweilt auf den Asternstrauß in der Vase.

„Wer Sie wirklich kennt, gnädige Frau, der muß Sie eben vermissen. Und jetzt, wo ich Sie wiedersehe, empfinde ich wieder ganz den Zauber Ihrer Persönlichkeit ... Sie sehen so wunderhübsch aus in dem Weiß, das Ihnen so gut steht, und das ich so liebe ... Aber das ist ja nur etwas Aeußerliches. Was ich an Ihnen immer wieder bewundere: das ist Ihre Jugend, Ihre unverbrauchte Kraft, und bei allem Schicksal der mutige Wille zum Leben und zum Glück."

Sie lächelte ein wenig. „Habe ich ihn? Sagen Sie lieber: ich hatte ihn."

„Ach, gnädige Frau, Sie werden wieder trübselig. Gegenwart, Gegenwart! Es ist doch das einzig Wahre ... Kommen Sie! Es ist wirklich Sommer draußen, wir wollen hinaus, wir wollen froh sein ... Heute noch einmal all die hübschen Stellen, die Sie mir gezeigt, und einen weiten

Weg, einen ganz weiten! Ich will mir wenigſtens beweiſen, daß der Körper noch jung iſt."

Sie ſchaute nachdenklich. „All die hübſchen Stellen meinen Sie? Warum nicht? ... Ich will gern mitgehen, aber doch lieber einen neuen, andern Weg ... Und wozu immer Erinnerungen?" Die Stimme wurde ihr müde. „Sie ſind etwas Wehleidiges. Ich pflegte ſie zu oft — und man wird ſelbſt wehleidig dabei!"

„Alſo den neuen Weg, gnädige Frau!"

Sie zögerte. „Wenn ich kann, Herr von Dühling."

„Dann verzichte ich ſelbſtverſtändlich."

„Nein, ich werde können, weil ich können will. Aber damit Sie nicht etwa denken, ich ſei kapriziös — ich habe in den letzten Wochen kaum ein Auge zugethan. Meine Nerven haben ſeit Jahren ausgehalten, was nicht viele Nerven ungeſtraft aushalten. Die letzte Probe war die ſchwerſte. Den Brief, von dem ich Ihnen damals ſprach, habe ich nun wirklich bekommen. Ich hoffte alles, und es ſtand doch nichts drin ... Nur keine Illuſionen mehr, gar keine, es hat keinen Sinn! Man wiegt ſich ein, und das Erwachen iſt beinahe ſchlimmer als der Tod ... Ich habe einer Tante

in den Reichslanden geſchrieben. Zu der werde ich vorläufig gehen. Man muß doch anſtandshalber in meinem Falle zu ſeinen Verwandten. Sie iſt meine einzige Angehörige, eine reſpektable, bequeme Frau, die mich nie verſtehen wird. Ich werde ihr auch nie mit Vertrauen läſtig fallen, ich könnte es nicht mal. Ja, ich reiſe allerdings, Herr von Dühling," fuhr ſie mit ruhiger Entſchloſſenheit fort. „Ich fahre morgen früh. Es iſt unwiderruflich, und tauſend kleine Zweifel haben dieſen Entſchluß doch endlich gefeſtigt ... Ich ſage Ihnen, es iſt alles vorbei! Und ich will nicht mehr denken, fühlen, ich will Ihnen aber dieſen letzten Tag gern geben, weil Sie es wünſchen und weil ich nichts Beſſeres damit anzufangen weiß ... Aber keine Erinnerungen! Das iſt meine einzige Bedingung. Es thut mir noch alles weh von den andern Erinnerungen. Ich ſage Ihnen, wenn je ein Menſch Kraft brauchte, ſo brauchte ich ſie heute. Der Brief war eine große Enttäuſchung ... Und nun kommen Sie!"

„Können Sie auch?"

„Ich will!"

Sie gingen durchs Thal aufwärts, um das Dorf herum und hinter dem Bahnhof in tief

ſandigem Landweg, zuerſt hart am Wald, wo die kleinen Heidegründe lugten. Die Sonne leuchtete ruhig, groß. Das Auge ſchweifte ins Endloſe. Die Felder gelb, kahl, zwiſchen den fahlen Streifen nur noch wie eingeſtreut die blühende Lupine und das grüne Kartoffelkraut. Krähen ſtolzierten, in der Luft hielten die Wandervögel Heerſchau. Altweiberſommer ſchimmerte wie Silbergeſpinſt auf der Stoppel, wallte in weißen Fäden um Baum und Strauch. Es roch nach Herbſt und milder Verweſung. Die Sommerluft fächelte trügeriſch, aber das große Welken hub doch an — der Herbſt.

Sie gingen unter der breiten Kuppe des Heinrichsberges weg. Der Steinhaufen winkte. Das wellige Oedland lag triſt, braun. Matte Falter ſchwangen ſich über verſpäteten Heideblüten. Dann lenkte ein Hohlweg ein mit tiefen Sandgleiſen; Wald und Gebüſch ſäumten ihn. Ein Haus mit einem angepflöckten Schwein auf moorigem Heidegrund. Das Mühlenfließ ſickerte durch. An einem morſchen Wegweiſer lichtete ſich der Wald. Eine lange Blöße mit gelber, einfarbiger Stoppel — ein rotes, einſames Gehöft, darum ſchwangen ſich im weiten Bogen baumbewachſene Hügel.

Das weiche Herbſtlicht lag über der Stoppel, und Herbſthauch ſtieg vom Acker auf.

An dem Wegweiſer hielten ſie Rat. Das Banngebiet der großen Heidegründe begann hier. Dühling kannte ſie noch nicht.

„Aber es iſt weit, gnädige Frau!“

„Jedenfalls iſt es ſchön.“

„Und wir wollten ja doch ſchon einmal hin.“

Wieder umfing ſie der Wald. Eine faſt pfadloſe Wildnis von Berg und Thal, Geſtrüpp und leuchtendem Sand. Dühling, obgleich Soldat, hätte ſich hier ſchwer zurechtgefunden. „Wo haben Sie nur den Inſtinkt her, gnädige Frau?“

„Wenn ich ein Ziel habe, finde ich auch einen Weg.“

Am ſanften Hang wucherte braune, jungfräuliche Heide, im Thal breitete Torfgrund ſich zu unheimlich weichem Teppich. Dicke, gelbe Sumpfgräſer wie Inſeln dazwiſchen, und der Fuß taſtete zögernd auf dem riſſigen, ſchwanken Boden. Dann kam wieder ein Weg mit üppigem Gebüſch, ein träges Rinnſal ſchlängelte ſich trübe daneben.

„Schlangenheim, gnädige Frau! Nehmen Sie ſich in acht!“

„Warum?“

„Wenn Ihnen etwas paſſierte ... Denken Sie wenigſtens an mich!“

„Und wenn mich eine ſtäche, glauben Sie, ich würde aufſchreien? Gewiß nicht!“

Er ging neben ihr. Der Weg engte ſich und ſtieg in ſandiger Schlucht zur Höhe. Oben grüßte wieder die endloſe gelbe Stoppel und hinter einem blühenden Lupinenfeld eine Eichenwaldecke mit ſtarken Bäumen, knorrigem Geäſt. Sie ſtiegen wieder zu Thal. Der Sand rieſelte, das ſtruppige Gras raſchelte. Endlich kamen ſie auf eine Höhe. Groß-Thüringen! Der Glanzpunkt. Wellige Hügel hoben ſich, Schluchten krochen, ein vielgeſtaltiges Blättermeer wogte rings bis hinüber, wo der Hochwald begann mit ſeinen ernſten, ſtarren Linien und ſeiner feierlichen Unbeweglichkeit.

Sie waren ſchon Stunden gegangen. Mittag war vorüber. Sie ſprachen viel miteinander, Gleichgültiges, als ob ſie etwas zu verbergen hätten durch das Wort. Und die Herbſtſonne ſpendete ihr ruhiges, klares Licht, und der Sonnenhauch wehte mild.

„Wir ſind gleich am Ende der Prüfung,“ ſagte ſie.

Er ſchaute etwas ungläubig. Fetter, grüner

Sumpfwald mit dem kühlen Moderhauch und der weichen Dämmerung umgab ſie. Mooſige Erlenſtämme, das Gras üppig und ſchwer wie Sammet — trügeriſcher Sumpfboden. Zuweilen gleißt Waſſer auf zwiſchen hohen Halmen, eine Blaſe ſteigt, zerplatzt ... Die Tiefe lebt, der Sumpf, der Anfang und das Ende alles Seins.

Vorſichtig ſchritten ſie über den Moraſt. Der ſchwarze Boden unter ihren Füßen weich, ſtumm, widerlich.

„Hier hat Roy auch mal durch müſſen. Ich führte ihn natürlich. Aber er ſtoppte doch bei jedem Schritt ängſtlich, und die Peitſche mußte ihr Beſtes thun, ſonſt hätte er ſicher geſtreikt. Einmal trat er ſogar fehl und verſank bis ans Knie ... Schließlich haben wir es aber geſchafft. Solange man eben weiß, was man will, kommt man überall durch.“

Sie waren am Ende. Der Boden wurde feſter, der Wald ſchimmerte licht. Jetzt noch ein Steg über einen Abzugsgraben. Er war mit einem Schritt hinüber, ſie ſtrauchelte, der Fuß tauchte in die ekle Flut.

„Es iſt nicht der Rede wert!“ lachte ſie.

„Ja, ja, wir haben die Rollen getauſcht,

gnädige Frau! ... Damals trat ich fehl. Es dürfte wohl auch ein verbotener Weg ſein."

„Möglich. Wer in den Sumpf geht, beſchmutzt ſich überhaupt leicht das Kleid ... Nur nicht verſinken! Das muß ſchrecklich ſein. Es geht ſo qualvoll langſam, und man weiß ſein Ende ſo genau."

„Sie und der Sumpf, das reimt ſich nie, gnädige Frau!"

Sie lächelte hochmütig. „Ich glaube allerdings auch ... Aber wenn der einzige Weg zum Glück durch einen ſcheußlichen Sumpf ginge? Ob mich das beſchmutzte Kleid dann ſehr genieren würde? Ich glaube nicht!"

„Vielleicht geht jeder Weg zum Glück über den Sumpf," antwortete er, ohne die Worte viel zu wägen. Sie blickte ihn eigentümlich flüchtig an.

Sie traten aus dem Waldſaum. Ein weitläufiges behäbiges Dorf lag auf freier, gelber Ebene vor ihnen. Große Scheunen, alte Linden. Als ſie näherkamen, tobten die Hofhunde wie wahnſinnig.

„Das iſt unſer Ziel. Habe ich gut geführt?"

„Mein Kompliment, gnädige Frau."

„Es war doch ſchön, nicht wahr?"

„Ich weiß nicht. Ich habe die ganze Zeit über an Sie denken müſſen, und daß Sie nun doch gehen."

„Sie ſollten doch nicht, Herr von Dühling!"

„Weiß ich. Aber wer ſpringt über ſeinen Schatten?"

In dem Dorfwirtshauſe aßen ſie ihr verſpätetes Mittag. Es war wie überall auf dem Lande — Fliegen, Schmutz, ein Bauerngarten. Doch von der Gartenbank ſah man die weite Ebene und den herbſtlichen Wald. Zum Kaffee buk ihnen die dicke Wirtin Waffeln und erzählte, daß ſie ſeit kurzem Witwe ſei. Das Geſchäft ginge gut, auch der Materialwarenladen. Die Bauern aus der ganzen Gegend träfen ſich immer nach dem Kirchgang hier. „Der junge Mann", der Geſchäftsführer, ſtand von weitem und ſtrich ſich unternehmend den dicken Schnurrbart, und es war ganz klar, daß ſeine Fünfundzwanzig ihre Vierzig beſiegen und dem Leichenſchmaus das Hochzeitsmahl bald folgen werde.

Die dicke, freundliche Frau war gegangen. Dühling ſah ihr kalt und hochmütig nach. „Möchten Sie tauſchen mit der, gnädige Frau?"

„Wenn ich die Inſtinkte dieſer Leute hätte, warum nicht!"

„Aber Sie haben ſie doch nicht!“

„Ich bin deſſen nicht einmal ganz ſicher ... Ich bin klug und träume wie ein Backfiſch; ich bin energiſch und handle willenlos wie ein Kind. Verlangen Sie noch mehr Gewöhnliches von einer ungewöhnlichen Frau?“

„Aergern Sie mich nicht!“

„Ich kränke doch nur mich ſelbſt.“

Aber ſeine Stirn hatte ſich gekrauſt, und er pfiff durch die Zähne.

„Warum das gerade mir? Ich kenne Sie doch wahrhaftig beſſer! ... Sollten wir noch am letzten Tag die Rollen tauſchen? ... Ich war, Sie ſind! ... Und Ihr Bild ſteht mir ſo feſt! ... Ich kenne eben nur zwei Frauen — die andre ſind Sie ... Träumen Sie meinetwegen wie ein Backfiſch, handeln Sie willenlos wie ein Kind, das ſind nur Uebergänge. Der Kern bleibt, und der heißt: Perſönlichkeit. Verſuchen Sie den ſcharfen Umriß nicht zu verwiſchen. Denn ich will von unſerm letzten Zuſammenſein hier kein Bild mitnehmen, an das ich doch nicht glaube ... Ich könnte Ihnen mehr ſagen, viel mehr, doch Sie wünſchen es ja nicht. Aber das nehmen Sie immerhin zum Abſchied: finden Sie Ihr Glück,

finden Sie ihn! Vielleicht gönne ich ihm ſein Glück nicht. Die Armen beneiden ja immer die Reichen. Aber kleinlich bin ich gewiß nicht. Ich will Ihnen darum wünſchen, daß er auch Gold kennt und ſelbſt Gold zu geben hat. Denn Legierungen, auch die täuſchendſten, ſind nichts für Sie. Eſther Lyſſar zufrieden mit etwas Halbem? Dazu müßten Sie nicht die ſein, die Sie doch ſind . . ." Die Stimme ſank. „Und weil ich langſam und ſchmerzlich dahinter gekommen bin, daß es im Leben dauernd nur Halbes giebt, möchte ich Ihnen ſagen: ein kurzes, aber ein ganzes Glück. Jung ſterben, auf der Sonnenhöhe — das iſt das Wahre. Wenn der erſte winzige Schatten zuckt, hinab ins Nichts! Nicht warten bis zum Sonnenuntergang, dem Abendrot nachſeufzen, wie ich noch heute, auch nicht feige ausharren in einer Halbheit wie ich, mit dem ewigen Auf und Nieder von ſpärlichem Grün und troſtloſem Grau . . . Verſtehen Sie mich nicht falſch, gnädige Frau! Ein letzter Tag iſt eben immer grau . . . Vielleicht haben Sie ſchuld daran, was weiß ich? . . . Nehmen Sie's mir nicht übel! Ich bin etwas pathetiſch, doch es iſt gewiß gut gemeint. Fünf Minuten ſpäter bin ich doch wieder

der alte, ſentimentale Oſtſeehering, der im Schwarm kommt, im Schwarm untergeht. Herdentier! Aus freiem Willen bin ich's nicht. Ich habe davor immer ſo einen gewiſſen ariſtokratiſchen Abſcheu gehabt und die gewiſſe hochmütige Herzenskühle, die ich auch jetzt noch zuzeiten habe, und die ſich im Ernſtfalle ſo trügeriſch erwies . . ." Er machte eine Pauſe. Dann fuhr er herzlich fort: „Alſo nichts von Halbheit! Sie verſprechen es mir? Eſther Lyſſar ſoll ganz ſein oder gar nicht. Und Sie enttäuſchen mich nicht?"

Seine Stimme war von dem warmen, tiefen Klang wie immer, wenn ſie von Herzen kam. „Glück auf!" — er hielt ihr die Hand hin.

Sie that, als wenn ſie es nicht bemerkte. Sie hatte, während er ſprach, nicht ein einziges Mal aufgeſehen. Ihre Hand ſpielte mit dem Zinnlöffel, und ſie ſtarrte unverwandt in die leere Kaffeetaſſe.

Dühling lächelte etwas verlegen. „Ja, ſehen Sie, da will man jemand zum Abſchied etwas Angenehmes ſagen und verletzt ihn vielleicht nur. Alte Menſchen ſind immer unmotiviert, feierlich . . ." Er hielt inne. Der ganze ſchlanke Frauenkörper bebte. Was war ihr? Wieder

der Gedanke, der ſchöne Argwohn: wenn du's doch wärſt! Und eine prickelnde Wärme ſchlich durch ſeine Adern ... Er ſtand auf, ſich aus dem Gaſtzimmer noch eine Zigarre zu holen. Ein trüber Spiegel hing da. Er ſah hinein. Der weiße, ſchmale Schnurrbart war noch das Hübſcheſte in dem jetzt hochmütig verſchloſſenen Geſicht. Er lächelte kopfſchüttelnd. „Nein, mein Junge, es iſt endgültig vorüber. Ungewöhnliche Frauen bethörſt du nicht mehr, nicht mal gewöhnliche."

Als er zurückkam, nahm ſie von der Bank die Blaufuchsboa, die ſie auf Spaziergängen immer trug. „Wollen wir weitergehen?"

„Können Sie noch, gnädige Frau?"

„Ich kann."

Sie gingen. Es war die ſandige Straße, auf der ſie gekommen. Die großen Heidegründe blieben zur Rechten. Später kam Hochwald, die Forſt. Der Herbſt malte weiche, melancholiſche Lichter zwiſchen den Stämmen, und ſommerlich raſchelte das Laub. Sie gingen tief hinein in den Wald. Im Unterholz ſpielten freundlich die Reflexe. Kein Menſch — nur die harzduftende Einſamkeit mit dem wohligen Säuſeln. Schläfriges Taubengirren, ein verſpäteter Falter. An einer großen Wald-

blöße kreuzten ſie die weiße Chauſſee. Ein Gaſthaus. Bierſeidel klapperten, Menſchenſtimmen. Ein Kalb, ein Kreuz um den Hals, trottete blökend. Die beiden überlegten, ob ſie den Waldhügel des Kleinen Hauſen am Waldende noch erreichen könnten. Er war dagegen, ſie dafür. Sie hatte ja noch ſo viel Kraft!

Die Geſtelle dehnten ſich endlos — die Monotonie des gepflegten Waldes. Endlich lugte ein kleines Forſthaus zwiſchen den Bäumen mit weidenden Kühen und durchſchimmerndem Stoppelfeld hervor. Die Forſt war hier zu Ende. In dem Hofe ſprangen in ihrem Drahtkäfig zwei Wieſel im unermüdlichen Spiel ſchnuppernd über etwas Blutigem. Frau von Weſtrem zuckte vor Ekel zurück. An kahlen Feldern entlang führte der Weg. Ein Buchenhügel wölbte ſich in üppigem Grün. Sie ſtiegen leicht empor. Wohl einſt eine Ringburg der alten Preußen, wohin Menſch und Vieh vor dem blutigen Kreuz des Ordens flohen. Wall und Graben zeichneten ſich noch deutlich im weiten Kreis ringsum. Aber die Linien waren ſanft und anmutig geworden vom Grün und von der gleichmachenden Zeit. Im ſchmalen Durchblick ſchaute das Sandland zwiſchen

den Bäumen. Die müde Poeſie des Herbſtes wehte darüber hin.

Sie ſetzten ſich auf eine Bank. Er begann von den Deutſchrittern zu erzählen. Die wechſelvolle Geſchichte dieſer Hoſpitaliter iſt oſtpreußiſches Heiligtum, und willig bekannte er ſich zu dem düſteren Zauber, den das ſchwarze Kreuz auf weißem Grund noch heute umweht. „Meine Vorfahren ritten nicht etwa im Ordensheer mit, ſie ſind viel jünger, kamen viel ſpäter ins Land — und unſer kleines Majorat kommt mir manchmal wie eine Dühlingſche Anmaßung vor. Wir waren nie reich, ich habe noch weniger, und der Hochmut war ſonſt mein ſicherſtes Kapital. Wenn ich hier im Lande bin, ſage ich ſtets abwehrend: ‚Pardon, die Dühlings ſtammen vom Niederrhein.‘ Und bin ich draußen im Reich, dann ſage ich junkerlich: ‚Ich bin Oſtelbier.‘ In Wahrheit bin ich nichts, und ich fürchte, das iſt ſehr wenig deutſch und ſehr Dühlingſch zugleich. Ich bin deshalb überall in der Fremde. Es rentiert ſich auch ſo. Ich verſtehe nicht mal den Dialekt meiner Heimat. Und ganz heimlich und auf meine Weiſe liebe ich ſie doch. Ich kann zum Beiſpiel nicht an der Marienburg vorüberfahren, ohne auszuſchauen nach dem Schloß und

dem trägen Weichſelarm und eigentlich zu wähnen, mein Wappen prunke auch in den bunten Glasfenſtern des Kapitelſaales. Und Königsberg liebe ich nur wegen ſeines Ordensſchloſſes. Mir wird immer warm, wenn ich den düſteren Koloß wiederſehe ... Und hier bleiben möchte ich auch nicht, es iſt doch nicht mein Land ... Wo werd' ich das Land mal finden? Ich bin ſelbſt neugierig. Ich möchte eine wirkliche Heimat haben, aber zur Heimat gehören immer mindeſtens zwei. So zieht mich im Leben alles an, und alles ſtößt mich ab. Selbſt hier — ich bin gern hier geweſen — ſehr gern, aber wenn Sie gehen, gehe ich auch. Und es hält mich nichts... Sagen Sie, welch merkwürdiges Geſchick führte uns hier eigentlich zuſammen, und was trennte uns wieder vor der Zeit? Es iſt ſo dumm! ... Das Leben iſt überhaupt dumm."

Sie hatte ihm ruhig zugehört. Jetzt ſah ſie nach der Uhr. „Es iſt ſechs vorbei ... und wenn wir ſchnell gehen, können wir zur Not noch vom Warnicker Strand die Sonne untergehen ſehen."

„Wo nehmen Sie eigentlich die Kraft her, gnädige Frau?"

„Ich ſagte Ihnen ja doch, ich ſei von Jugend auf für alle Strapazen trainiert."

Als ſie zurückgingen — es war ein Schleichweg, und das Licht lag golden auf den höchſten Kiefernwipfeln —, begann es mählich zu dämmern. Das geheimnisvolle Raunen begann, das Waldgras bog ſich wie unter einer unſichtbaren Hand, die Halme ziſchelten. Der kühle Hauch des Abends kam gezogen. Die Blätter rieſelten, die Stämme erſchauerten — das Aufatmen der Natur vor dem zur Ruhe gehen. Aus dem Weſten brach noch einmal ein volles, tiefes Leuchten wie ein Strom durch das Dickicht und malte den Waldboden hellgrün, die Stämme golden. Es war, als wenn ein Glutmeer weit dahinter flammte ... Der Forſt lag auf Minuten ſtumm, regungslos. Dann begann das rote Licht zu verglimmen. Geſpenſtiſche Flammen zuckten auflohend durch die Dämmerungsſchatten, die weich, grau, weſenlos nun hernieder-ſanken. Dann regte ſich das Nachtleben der Natur. Der knackende Zweig, der lautlos über eine Lichtung ziehende Sprung Rehe; eine Fledermaus huſchte in geſpenſtiſchem Flug ... Die beiden gingen ſchneller. Ueber den Waldwieſen wob es weiß, der milchige Nebel, in dem die Elfen ſchweben. Ein Wieſel eilte über den Weg, ein Käuzchen ſchrie.

Als ſie im Gaſthaus zu Warnicken ankamen,

floß der letzte Wiederſchein der untergehenden Sonne wie flüſſiges Feuer über das Meer. Dahinter ſchwammen Wolken als roſige Inſeln auf dem klaren, weichen Horizont. Sie ſahen es von der Küſtenhöhe. Dühling ſchlug vor, jetzt das Nachteſſen im Gaſthof zu nehmen.

Sie wehrte ſich. „Ich habe keine Spur von Appetit! . . . Aber Sie? Ich kann gern zuſehen."

„Es war mehr Ihretwegen, gnädige Frau. Und Rührei mit Schinken gerade heute, ſofort nach dem Poetenbummel, nimmermehr! Das hieße Profanation . . . Aber ein Schluck Sekt. Er bringt die Geiſter am beſten wieder hoch und hat doch auch was Feſtliches."

„Ja, Sekt! Sie haben recht . . . Ich bin auch durſtig."

Die große Veranda vor dem Hauſe war faſt leer. Aber die beiden wählten trotzdem den abgelegenſten Tiſch.

„Wir ſcheinen kein gutes Gewiſſen zu haben," ſcherzte er.

„Ach, was mir daran liegt!" antwortete ſie. Er trank ihr Wohl. Sie nippte nur. „Wo iſt der Durſt, gnädige Frau?"

„Ich bring's nicht 'runter . . . Uebrigens iſt

das bei mir immer ſo. Nach einem ſcharfen Ritt iſt mir die Kehle auch wie zugeſchnürt."

„Nein, gnädige Frau ſind überanſtrengt ... Wir gehen jetzt nach der Bahn, dann geleite ich Sie ſicher zu Ihrer Villa, und dann kommt hoffentlich der Appetit nach ... Und morgen früh ein letztes Adieu — und einen letzten Roſenſtrauß."

Darauf ſagte ſie ruhig und beſtimmt: „Wenn Sie fahren wollen, fahre ich natürlich auch." Sie warf einen halben, hochmütigen Blick nach den paar Paſſanten bei ihrem Bier. „Die Coupés werden wieder vollgepfropft ſein von der Sorte. Die habe ich nie geliebt. Ich habe unſer Neſt in der Einſamkeit lieb gewonnen, die ſollte mir der letzte Tag eigentlich nicht ſtören ... Und morgen, bitte, kein Adieu! Ich weiß noch nicht, ob ich per Wagen oder per Bahn fahre, und Abſchiedsſcenen waren mir ſtets ein Greuel."

„Und wenn ich's doch thue?"

„Herr von Dühling," ſie ſprach ganz langſam und pointiert, „eine Dame verbietet Ihnen den Scherz. Es giebt nichts, was mich mehr chokieren könnte, als Sie morgen mit einem Roſenſtrauß auf dem Perron zu ſehen. Der Mann, der die Koffer aufgiebt, mag zum Abſchied ſeine Mütze

ziehen. Dafür bekommt er ſein Trinkgeld, und das möchte ich Ihnen auch nicht in der Form eines höflichen Händedruckes anbieten."

„Wie Sie wollen, gnädige Frau." Er fühlte ſich verletzt. „Sie ſind mir mehr als je ein Rätſel. Ich hatte mir eingebildet, ich ſtände zu Ihnen anders als andre Leute." Er knipſte aus der Kapſel ſeiner Chatelaine ein Goldſtück los und ſchlug damit hart ans Glas. „Kellner!"

„Aber die Flaſche iſt noch lange nicht leer, und ich bin gar nicht eilig."

„Aber mir iſt der Durſt vergangen. Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau. Man lebt eben nicht drei Jahre ungeſtraft außerhalb der Geſellſchaft ... Ich ſtehe ſelbſtverſtändlich ſtets zu Ihrer Dispoſition, wann und wo Sie wollen ..."

Sie preßte die Lippen aufeinander und ſah finſter vor ſich hin. „Ich kann Ihnen nicht helfen, Herr von Dühling," ſagte ſie endlich und ſtand auf. „Wir wollen gehen."

„Ja, wir wollen gehen, gnädige Frau." Sie traten hinaus. Frau von Weſtrem ſtand einen Augenblick zögernd. „Wollen wir nach der Bahn gehen?"

„Wie Sie befehlen, gnädige Frau."

„Ach, ſeien Sie doch nicht ſo! Ich möchte Ihnen doch nur zeigen, daß ich nicht eigenſinnig bin.“

„Gnädige Frau, wozu das? Ich habe Sie nie für eigenſinnig gehalten und werde Sie nie für eigenſinnig halten. Sie gaben mir vorhin nur eine kleine Anſtandslektion, und ich bin Ihnen ſogar dankbar dafür ... Alſo wohin wünſchen Sie? Ich bin zu allem bereit.“

Sie ſah unſchlüſſig umher. Die hohen Ulmen des Waldparkes ſchüttelten ihre Wipfel, und Dämmerung lag auf den verſchlungenen Wegen. „Wir könnten noch einmal hinunter an den Strand gehen und dann mit dem Zuge fahren. Es iſt wohl noch Zeit genug.“

In grünmooſiger, von Waſſer zerriſſener Schlucht ſtiegen ſie hinab. Ein enger, halbdunkler Pfad. Hüben und drüben reckten ſich die Bäume und wölbten das flüſternde Laubdach. Vorn ſchimmerte licht die See. An einer Wegbiegung blitzte das Blinkfeuer von Brüſterort durchs Blättermeer. Er ſah's und blieb ſtehen. Sie aber ging weiter. Am Waſſer war's noch hell. Der ſchmale, ſteinige Strand von mächtigen Felsblöcken durchbrochen; wild und regellos lagen ſie umher, und trotzig ſtemmte ein mächtiger ſeinen

Leib weit hinein in die See. Die weiße Brandung leckte ſchmeichelnd an ihm empor. Es war warm und ſommerlich hier unten. Das Meer ruhig, mild, die kleinen, hellen Wellen rieſelten züngelnd im Geſtein. Zur Rechten hob ſich die waldgekrönte Küſte faſt ohne Vorland ſteil und riſſig, ein brauner Feſtungswall von düſterer Entſchloſſenheit. Auf der Höhe große Stämme über den Abgrund geneigt, und abgeſpülte Wurzeln ſuchten angſtvoll in freier Luft nach Halt. An einem Felsvorſprung zuckte die Welle in gierigem Springſtrahl auf. So weit das Auge reichte, kein Segel, nur die hellgraue, murmelnde See mit ihrem tückiſchen Gleißen; der Horizont rot, wie in tiefen Purpur getaucht.

Frau von Weſtrem hielt die Hand ins Waſſer. Es war wohlig wie im Juli. „Wir könnten die Küſte unten entlang gehen. Die Brandung meint's heute nicht böſe, und an der See giebt's ja keinen Schnupfen für naſſe Füße."

„Ich dachte auch eben dran."

„Nun denn, en avant!"

„Aber es ſind zwei Stunden und mehr, und nach dem Steingeröll hier kommt der weiche, bodenloſe Sand."

„Keine Angſt! Ich halte aus.“

Er ging voran. Sie ſprangen von Stein zu Stein, an die Küſte gedrückt. Wenn die Welle ſingend zurückliefe, eilten ſie raſch auf dem feſten, feuchten Sand dahin. Am erſten Felsvorſprung überraſchte ſie die Brandung doch und näßte ihr Kleid.

„Wir können auch umkehren,“ ſagte er.

„Sollen wir?“ Sie überlegte. „Nein, man ſoll niemals zurück, das iſt feige.“

Dahinter kam eine Bucht mit weißem, breitem Sandſtrand. Herabgeſtürzte Bäume lagen da, noch grün, das Wurzelwerk in die Lüfte ſtarrend, mit Tang behängt oder in den Sand eingewühlt bei der letzten Flut. Dazwiſchen wie geſät thörichte, weiße Schmetterlinge — Sterbende, von der Sonne genarrt oder vom Wind verſchlagen. Die beiden mußten klettern. Das Baumgeäſt zerrte ſie oft, und die Zweige ſchnellten ſpielend. Es war eine luſtige Fahrt. Draußen im Meer lagen Felsblöcke, glatt, verwaſchen, mit weißem Giſchtkragen um den Hals. Frau von Weſtrem war ſtehen geblieben und ſah den Wellen zu, wie ſie ſchmeichelten und koſten, bis endlich eine fürwitzige dem braunen Patriarchen das Haupt wuſch. Sterne begannen zu flimmern, und die See warf im ſchelmiſchen

Blinken die unzähligen Lichter zurück. Im Weſten verblaßte langſam der Purpurſchein, und drüben ſchwamm jetzt der Mond wie eine blutige Scheibe im Meer.

„Geht er da auf? Ich wußte das gar nicht," ſagte ſie.

„Es iſt Vollmond, gnädige Frau."

„Ich habe Sie wohl ſehr geärgert vorhin?"

„Etwas."

„Jedenfalls war es unbeabſichtigt."

„Qui vivra, verra," meinte er ungläubig.

„Sie nehmen es leichter als ich, Herr von Dühling."

„Wer weiß?"

„Ich habe Sie alſo gekränkt?"

„Sie haben mir ſogar weh gethan. Es iſt thöricht, aber ich bin nun einmal ſo ... Wir wollen doch weitergehen."

Sie blieb. „Nein, es iſt nicht thöricht! Ich kann Ihnen nur ſagen: ſeien Sie mir nicht böſe!"

„Tant de bruit pour une omelette!"

„Wollen Sie mich quälen?"

„Wenn ich's könnte ..."

„Sie können es und Sie thun es, Herr von Dühling! ... Es iſt ja gleichgültig, warum ich

auf ihre Freundſchaft beſonderen Wert lege. Sie wiſſen manches von mir, und ich weiß vieles von Ihnen, das iſt immerhin ein ſtarkes Band ... Ich bitte ſehr ſelten ... Alſo?"

„Selbſtverſtändlich, gnädige Frau. Im übrigen war's eine Lappalie!"

„Nein," ſagte ſie heftig, „ich will mehr, ich will etwas Wärmeres, es iſt ja zum Abſchied!"

„Alſo morgen um zehn Uhr werde ich mit einem Roſenbouquet auf der Bahn ſein."

„Nein, Sie werden nicht auf der Bahn ſein! Was ich geſagt habe, beſteht."

„Sie ſind doch ſeltſam, gnädige Frau," ſagte er befremdet und trat zurück.

„Das kann ſtimmen. Sagen Sie dennoch: Ich bin Ihnen nicht böſe! ... Wiſſen Sie: ich bin meinen Freunden treu. Ich habe wenige, ſehr wenige. Vielleicht ſind Sie ſogar der beſte... Und ſo kindiſch es bei mir klingt, ich will keinen häßlichen Schatten zwiſchen uns. Ich bin nicht glücklich, wie Sie wiſſen, vielleicht mehr darum, weil ich konſequenter und einſeitiger bin in meinen Gefühlen als andre. Darum müſſen Sie mir auch manches nachſehen ... Ich kann ſterben, Sie können ſterben. Ich wünſche Ihnen ſo wenig

ein langes Leben, wie Sie es mir wünschen. Es taugt auch nichts für uns. Aber selbst der Toten sollte nicht der Vorwurf folgen, daß sie klein und eigensinnig gewesen noch am letzten Tag ... Ich war's nicht, ich war's wahrhaftig nicht!" Sie schwieg. Ueber der reinen, klugen Stirn lag die Wolke des Grams.

Dühling antwortete nicht. Er hörte nur immer das heiße Zittern dieser klaren, schönen Stimme. Sie klang in seinem Herzen wieder. Er hatte die Frau noch nie so gesehen. Es war, als wenn sie die täuschende Maske ihres Wesens abgestreift hätte, und das Herz lag bloß: arm, jung, zuckend ... Nicht nur, daß sie jung war, hübsch, so unverbraucht in ihrer Kraft — auch das Mondlicht zeichnete einen anmutigen Schatten auf dem Sande. Es war ganz etwas andres. Er hätte in dem Augenblicke nicht einmal bestimmt ausdrücken können was. Und es wäre auch häßlich gewesen, eine tiefe Erregung zu benutzen, die wohl ein andrer wachgerufen. Aber sie war ihm lieb, und er schied schwer von ihr ... Er hatte die Empfindung, daß er ihr jetzt das Beste sagen müßte, einem Freunde den Abschied schwer zu machen, damit er ihm doch leichter wird ...

Sie waren weiter gegangen. Der Strand war hier breit, die Brandung drohte nicht, aber er ſuchte inſtinktiv doch ihre körperliche Nähe. „Gnädige Frau, ich Ihnen ernſtlich böſe ſein?“ Er ſtockte leicht ... „Was ſoll ich Ihnen ſagen? Natürlich wieder eine Thorheit! ... Daß mir nämlich der ſchöne Strand öde iſt ohne Sie, und daß nach dem Sommer nun ſofort der Winter folgt ... Es iſt wirklich ſo! Und mit Ihnen geht auch das Beſte von mir ... Sie ſagen: ich ſei Ihr beſter Freund? Nun, Sie waren mir mehr ... Ich weiß nicht, was uns verbindet, ich ahne es nicht einmal ... Frauen ſind eitel, das ſind Ihre eignen Worte ... Macht's Ihnen Freude, wenn ich Ihnen ſage: Sie haben mir ein andres Bild verdunkelt, und oft ſtehen Sie jetzt an der Stelle, wo eine andre immer ſtehen ſollte? ... Haben Sie keine Angſt! Ich begehe keine Thorheiten mehr ... Ich habe unter tauſend Qualen und Zweifeln die andre eingeſargt, weil ſie es gebieteriſch wünſcht, aber der Sarg ſteht in meinem Herzen. Das mag Sie beruhigen! ... Ich bin ſchlapp geworden, eigentlich gegen meine Natur. Und daß ich trotzdem noch den Totengräber ſpielen konnte an meinem beſten Gefühl, dazu haben Sie

mich gestärkt, mein guter Kamerad ... Und nun gehen Sie treulos — und müssen doch gehen — und gehen demselben grauen Schicksal wahrscheinlich entgegen wie ich. Warum kamen Sie überhaupt, wenn Sie wieder gehen mußten, warum, Esther Lyssar? ... Das war nicht hübsch von Ihnen!"

Während er sprach, war sie erst langsam gegangen, immer langsamer, der Fuß ward ihr so schwer. Einen Augenblick hielt sie, als ging's nicht mehr. Und dann plötzlich eilte sie schneller und schneller, es kostete ihm Mühe, Schritt zu halten, bis sie fast lief und er im Sande keuchend sich lächerlich vorkam, als fürchte sie einen Ueberfall, eine Liebeserklärung. Und er war trotz allem sehr weit davon. So blieb er abgekühlt zurück. Der Strand war hier wie ein Pfad schmal geworden, und die rissigen Uferwände starrten lotrecht. Vor ihm eilte eine weiße, schlanke Gestalt wie in der Flucht auf dem feuchten, schimmernden Sand, den der Wellengischt surrend überrieselte. Sie wich der schmeichelnden Flut geschickt aus, nur einmal zuckte sie jäh. Es war an der letzten Felsecke, die sich trotzig ohne Vorland hinaus in die See stemmte. Dann war sie verschwunden.

Nur der ſchmale, ſcharfe Abdruck ihres ſchlanken, flüchtigen Fußes war geblieben. Dühling folgte zögernd der anmutigen Spur. Er kam ſich ſo albern vor mit ſeinem weißen Schnurrbart und ſeinem jungen Gefühl. Sie floh vor ihm, wie vor einem Knaben ein Mädchen, das nicht geküßt ſein will.

Hinter dem Felsvorſprung erwartete ſie ihn. Es war keine ganz freiwillige Raſt. Die Bruſt ging ihr ſchwer, und ſie hatte die Zähne auf die Lippen gebiſſen.

„Haben Sie ſich verletzt?“ fragte er.

„Nicht der Rede wert,“ ſcherzte ſie mühſam. So wie Roy neulich, als ich ihn nach Königsberg ſchicken mußte.“

„Können Sie ohne Schmerzen gehen?“

Sie machte ein paar Schritte. Wohl zuckte das Geſicht, doch ging ſie tapfer weiter. Er war's zufrieden. „Es iſt aber in der That nichts,“ meinte ſie dann, „und der kleine körperliche Schmerz thut einem zuweilen wohl.“

Die Küſte ſtieg hier in ſanft welligem Abhang zum Strand. Er ſchlenderte am äußerſten Saum des Buſchwerks, ſie die Brandung entlang auf dem feuchten Sand. Sie waren weit auseinander,

aber ſie hatten beide wieder feſten Grund ... Weiter abwärts brach eine Schlucht durchs Herbſtgrün. Ein Keſſel mit ſteilen Wänden. Weiße Birkenſtämmchen beugten ſich in anmutigem Leichtſinn über den bröckelnden Abgrund. Der Vollmond zeichnete die Höhe in fahlen, geſpenſtiſchen Linien, unten lag es dunkel, und die Blätter murmelten geheimnisvoll.

„Hier waren wir ſchon einmal," ſagte er.

„Dort führt auch die Treppe ..."

Sie kam herüber zu ihm und ſchaute in die Schlucht. Die weißen Birken winkten, ein Brocken löſte ſich von der braunen Erdwand und raſchelte in die Tiefe. Sie wandte ſich wieder ab. Sie gingen weiter. Doch jetzt blieb ſie bei ihm.

„Haben Sie Nachricht von ihr?" fragte ſie unvermittelt.

„Die letzte vor etwas länger als einem Jahr. Sie wurden verſetzt, die Korreſpondenz ſchlief ein. Den letzten Brief ſchrieb ich ..."

„Sie wird ſchon noch ſchreiben!"

„Ich glaube nicht ... Und um eine Antwort betteln? Nein! Das habe ich früher mal gethan. Jetzt nicht mehr. Im Grunde ihres Herzens ſind auch Dühlings keine Bettler ... Es iſt vielleicht

auch beſſer ſo. Sie ſchämt ſich wohl der Vergangenheit. Wüßte ich's, dann ſchämte ich mich wohl auch."

„Sie iſt eine Frau und ſchwach."

„Bitte, entſchuldigen Sie ſie nicht!" ſagte er entſchieden. „Sie hat meines Wiſſens nichts gethan, auf das ſie mit wirklicher Reue zurückblicken müßte. Thut ſie es dennoch aus irgend einem Scheingrund, dann war ihr Gefühl für mich auch nur aus Ihrem Fünfzigpfennigbazar. Und dann iſt's viel beſſer, daß ſie mir dieſe letzte, bitterſte Enttäuſchung erſparte. Sie mag ſchweigen für immer . . ." Nach einer Pauſe fuhr er nüchtern fort: „Uebrigens, was ich Ihnen noch ſagen möchte wegen vorhin, gnädige Frau: Sie haben mir in der Abſchiedsſtimmung etwas Liebenswürdiges geſagt, ich habe in demſelben Ton erwidert. Darauf liefen Sie weg. Ich möchte nicht thörichter erſcheinen, als ich bin. Bei mir war's wahrſcheinlich das Glas Sekt. Ich bitte alſo um Verzeihung . . ."

„Dann wären wir alſo wieder auf demſelben Punkte wie vorhin, und ich bat Sie doch . . ."

„Ja, gnädige Frau, Sie wollten es ja nicht anders."

Sie ſah ihn von der Seite ängſtlich an und ſchwieg.

Der Vollmond hing jetzt ſchwer und rot über dem Meer. Er ſtreute Silberflitter auf die Flut. Bis Wangerſpitze und Rantüm zog ſich die helle, tote Küſtenlinie, Dünenberge und ſpärliches Grün. Ueber dem fernen Kranz ein dunſtiger Lichtſchimmer ... Der Weg wurde öder. In dem breiten, tiefen Sand konnten ſie nur langſam vorwärts. Endlich eine Flaggenſtange auf der Höhe. Es kamen zerſtreute Badebuden. Dahinter ſtieg der Sandweg hinauf.

„Wir können übrigens hier am Strande entlang bis zu Ihrer Fließmündung gehen. Und dann bringe ich Sie thaleinwärts nach Ihrer Villa."

„Ja, das möchte ich wohl, Herr von Dühling."

Dieſe letzte Strecke war kurz, aber wie alle letzten Strecken im Leben ſchwer. Die Füße wollten nicht mehr ... Dühling erinnerte ſich jetzt ſeiner Nachtwanderung hierher, auch der badenden Frau. Es lag doch vieles zwiſchen einſt und heut ... Da war auch ſchon das kleine Badehaus im Strandgebüſch verſteckt und die abgegrenzte Stelle im Meer. Die Pfähle ſtarrten ſchwarz und feucht wie damals, die Taue hingen ſchlaff.

Frau von Weſtrem blieb plötzlich ſtehen. „Jetzt bin ich wirklich todmüde, und der Fuß ſchmerzt mich.“

„Ich werde Ihnen einen Wagen aus dem Dorfe beſorgen. Ich laufe, und in einer halben Stunde bin ich wieder bei Ihnen.“

„Lieber nicht. Bis zu Hauſe reicht's noch... Es iſt nur die Uebermüdung ... Man überſchätzt ſich eben ... Sonſt reichte wenigſtens der Wille ſo weit bei mir.“

„Der hat auch ſchließlich ſeine Grenzen.“

Darauf wandte ſie ſich nach der See und murmelte, die Zähne aufeinander gepreßt und die Hände ineinander gekrampft: „Ich fürchte ... ich fürchte ... Herrgott!...“ So blieb ſie Minuten bewegungslos. Er ſtand ſchweigend hinter ihr. Er hatte den ſicheren Inſtinkt, wo laute Teilnahme Beleidigung für Frauen iſt. Sie atmete ein paarmal ſchwer wie nach einem mühſeligen Aufſtieg. Jetzt hatte ſie ſich wohl erholt. Denn ſie ging an den Badeſtrand hinunter bis zu den Pfählen. Den erſten berührte ſie faſt liebevoll. Das Blinkfeuer ſtrahlte gerade hell von ſeinem düſteren Bollwerk. Sie kam zu Dühling, der ſtehen geblieben, zurück. „Es geht ſchon wieder,

wie Sie ſehen," ſagte ſie gleichmütig ... „Sie wundern ſich wohl über mich?"

„Ich bewundere höchſtens ſolche Zähigkeit."

Sie zeigte nach dem Leuchtturm. „Zum letztenmal! ... Aber er war doch treulos und hielt nichts ..." Sie wandte ſich zu Dühling: „Sie ſehen ſo zugeknöpft aus ... Sie ſind mir noch immer gram ... Soll ich Ihnen die Geſchichte von dem Blinkfeuer da erzählen? Es iſt eine ſchwächliche Phantaſie. Und ich gebe Sie nur preis wegen der kleinen, ſcharfen Falte auf Ihrer Stirn ... Ich badete hier nämlich früher nachts. Ich ſchwimme gern weit 'raus, und da wurden die Leute mir am Tage läſtig mit ihren Zurufen. Einmal alarmierten ſie faſt das Rettungsboot. So was mag ich für den Tod nicht. Hätt' ich die Abſicht gehabt, auf Nimmerwiederſehen unterzutauchen, ſo mögen ſie einen doch laſſen. Man wird ſchließlich wiſſen, warum ... Aber ich dachte gar nicht an ſo was ... Darum badete ich nachts und an dieſer abgelegenen Stelle. Vor den dunkeln Waſſern graut mir nicht. Und dann war es ſo wunderbar einſam hier, und immer ſtrahlte mir das Licht, das ich ſo liebe, glückverheißend ... Einmal, es iſt ſchon Monate her, kurz bevor Sie

kamen, badete ich auch. Und eben wie ich hineingehen will, zuckt das Licht so brennend hell. Ich denke trübselig hinüberdösend: ‚Was lügst du mich wieder an!‘ ... Aber im selben Augenblicke habe ich eine ganz seltsame Empfindung, als wenn das Glück selbst neben mir stünde; ich fühle seinen warmen Hauch ... und ich schäme mich doch meiner Nacktheit ... Ich weiß wohl warum.“ Dann lächelte sie verächtlich. „Wie ich mich nämlich zur Seite wende, da steht keine fünfzig Schritt von mir ein Mensch wie aus dem Boden gewachsen. Er mochte mir wohl nachgeschlichen sein und wollte mich belauschen. Für einen Moment war ich wie erstarrt. Es ist so widerlich, in der Nachteinsamkeit einen fremden Lauscher neben sich zu haben, wenn man selbst wehrlos. Ich mag ihn auch wohl angestarrt haben wie eine Erscheinung. Aber wie er so unbeweglich blieb, da faßte ich mich und dachte hochmütig: ‚So was sieht dich und sieht dich doch nicht,‘ und ging ganz ruhig und langsam ins Wasser ... Er schlich auch beschämt nach der Düne zurück. Ich habe ihn nie wiedergesehen, und so etwas müßte man doch instinktiv wiedererkennen!“ Ueber Dühlings Gesicht flog ein Lächeln ... „Aber das Ganze

mag wohl eine Phantaſie überreizter Nerven geweſen ſein, wenigſtens die Geſtalt. Doch das Glück war ſicher bei mir. Denn immer wieder, wenn mir dieſe Nacht vorſchwebt, durchrieſelt mich der warme Hauch, und das Leuchtfeuer ſtrahlt wie eine Sonne ..." Sie ſah plötzlich auf. „Warum lächeln Sie eigentlich? ... Nicht wahr, ich bin ein Kind und ſollte das nicht erzählen?"

„Nein, nein ... Ahnen Sie übrigens, wer der Lauſcher war?"

„Nein."

„Ich."

„Sie!" Sie fuhr zuſammen und machte gleich darauf eine Bewegung, als wenn ſie auf ihn losſtürzen wollte ... „Sie?" ſprach ſie vibrierend, heiſer, Schritt für Schritt zurückweichend, das Geſicht nach ihm gewendet. „Sie durften das nicht! ... Sie zuletzt von allen Menſchen ..."

Er ging ihr nach, langſam, wie gezogen. Jetzt erkannte er auch die Nixe wieder. Als ob durch das weiße Kleid die feinen Schultern leuchteten, der ſchlanke Nacken. Das waren endlich die Augen, die er ſo lange geſucht, dasſelbe tiefe, heiße, wunderbare Leuchten ... Und jetzt erloſchen ſie auch, ſtarrten tot ... Doch der Bann blieb.

„Sie durften mich nicht ſo ſehen, Sie nicht!“ wiederholte ſie noch einmal ... Sie wendete ſich und wollte laufen und kam doch nicht vorwärts. Mit zwei Sprüngen war er bei ihr.

„Gnädige Frau, ſeien Sie doch nicht ſo ſeltſam! Ich werde doch nicht zur Nachtzeit an den Strand gehen, um badende Frauen zu belauſchen. Ich hätte es Ihnen auch nicht ſagen ſollen ... Ich weiß nicht, warum ich's that, ich mußte ...“

Aber ſie murmelte nur: „Ich ſchäme mich ... ich ſchäme mich ...“

„Gnädige Frau, ſeien Sie doch gut!“ Er haſchte nach ihrer Hand und faßte ſie.

Mit einer letzten verzweifelten Anſtrengung riß ſie ſie ihm weg. „Laſſen Sie meine Hand, Herr von Dühling, laſſen Sie meine Hand los!“ Sie ſchrie es beinahe. Dann ſuchte ſie nach Atem, machte ein paar ſtolpernde, ſchwankende Schritte und ſtürzte wie ohnmächtig in den Sand.

Er wollte ſie halten. Aber im nächſten Augenblick richtete ſie ſich wieder auf, um gleich wieder in die Kniee zu ſinken.

Er beugte ſich über ſie und ſprach ihr ins Ohr, warm, gut, wie ein Freund, und fühlte doch, daß der Mann in ihm viel mächtiger war als der Freund.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Sie ſaß im Sand und hatte die Hände aufs Geſicht gepreßt, und ihr ganzer Leib erſchauerte. Und ſie ſprach in Abſätzen, haſtig und nach Luft ringend: „Sprechen Sie nicht ſo zu mir, Herr von Dühling, ſprechen Sie nicht ſo zu mir! Ich kann Ihre Stimme nicht mehr ertragen ... Gehen Sie, gehen Sie auf der Stelle! ... Ich kann's nicht mehr ... Sie ſehen doch!“ Sie zeigte mit der Hand auf den Fuß, die letzte kleine Lüge, deren der kranke Wille noch fähig war ... „Gehen Sie, gehen Sie! ...“ Es lag ein kindiſches, wehrloſes Flehen in dem Ton.

Und im Bruchteil einer Sekunde begriff der Mann alles. Er umfaßte ſie rücklings, knieend. „Eſther, Kind, wenn's das iſt! ... Ich habe dich ja lieb, ich habe dich ganz gewiß lieb ...“

Doch ſie ſtieß ihn zurück und machte ſich frei. Dann ſaß ſie ganz ſtill, die Augen ſtarr in den Sand gebohrt, die Zähne feſt aufeinander gebiſſen. Auch er hielt inne. Plötzlich zuckte ſie wie im Fieberſchauer, ſie preßte die Hände krampfhaft in die Augen, und der ſchwere, heiße Thränenſtrom erſchütterte ſie ... Er hatte ihr den Kopf zurückgebogen und küßte ihr die Hand, die Stirn, das Haar. Er that, was er mußte. Es war der

ſtarke Strom eines großen Gefühls, der zu ihm hinüberrann, ihn fortriß. Und ſie bäumte ſich kraftlos gegen ihr heiß erflehtes Schickſal ... „Sei barmherzig ... Ja, ich bin ſchwach ... Aber nur nichts Halbes, nur nichts Halbes! Du ſagteſt ja ſelbſt ... O geh doch, geh!“

Und er küßte als Antwort die Thräne von ihrer Hand, die ſchwere, heiße Thräne. Er ſprach nicht, er umſchlang ſie nur feſter, küßte ſie leidenſchaftlicher. Es überkam ihn ein Fieber, ein Rauſch — er kam von einem edlen Wein... Bis ihr endlich die Hände willenlos von den naſſen Augen ſanken und der halbgeöffnete Mund flüſterte: „Küſſe mich, küſſe mich!“

Und die Wellen blinkten, die Brandung ziſchelte, der Mond lächelte mild. Die Nacht gehört ja der Liebe. Ihre Thränen verſiegten, ſie taſtete ſich erwachend nach dem verwirrten Haar. Sie lächelte ſüß. „Liebſt du mich wirklich?“

„Ich habe dich von Herzen lieb, mein Schatz.“

Sie nickte träumeriſch. „Nun bin ich wirklich eine große Sünderin... und hab's doch nicht anders gewollt... und bin doch ſo glücklich!... Ich ſollte mich ſchämen... Es iſt ja noch ſo hell... Komm!“ Sie verſuchte aufzuſtehen, und er half ihr. „Wir wollen ins Gebüſch gehen!... Ja, ich ſchäme mich hier.“

Er führte ſie ſanft, die Hand um die ſchlanke Hüfte. Sie gingen ſo langſam, und es war ſo ſchön. Im Gebüſch, in dem lauſchigen Dunkel umſchlang ſie ihn mit leidenſchaftlicher Kraft und küßte ihn, küßte ihn. Und ihre ſchönen Augen leuchteten heiß, als ſie ſprach: „Weißt du nun, was mein Gebet war? Mein Gebet warſt du!“

Er hatte ſie zu ſich niedergezogen in das harte, riſſige Strandgras. Und ſie kniete neben ihm und hielt ihm den Kopf und ſah ihn glückſelig lächelnd an. „Liebſt du mich wirklich?“ fragte ſie ganz leiſe.

Und er küßte leidenſchaftlich die ſchmale, energiſche Hand. Jetzt bannte auch ſie die Erinnerung an eine andre und an einen andern Kuß nicht mehr.

Sie ſtreichelte ihm den weißen Schnurrbart: „Nicht wahr, du biſt wieder jung? Du Lieber!“ Sie ſprach es weich und voll. Und der ſchlanke, warme Körper ſchmiegte ſich an ihn. Und der Strom der Liebe floß hinüber, herüber. Es war ein tiefer, klarer Strom, der ſie ſchläfernd einhüllte mit koſenden Wellen.

So ruhten ſie lange wortlos, Aug' in Aug'.

Ueber ihnen begann es leiſe zu rauſchen. Es war der Nachtwind, der vom Samland blies. Sie horchte, ſich aufrichtend. Es war doch ein

fremder, unheimlicher Ton. „Wenn uns jemand belauſchte? Man weiß das hier nie ... Und das Verbotene, Heimliche iſt mir doch verhaßt!“

„Es war ſo ſchön!“ ſagte er erwachend.

„Es kommt wieder,“ lächelte ſie. „Du haſt mich ja lieb ... Noch einen Kuß!“ Die Lippen berührten ſich. Sie ſtanden auf.

Die Waſſer draußen in der See fuhren kräuſelnd zuſammen, bäumten ſich, kleine Schaumwirbel brodelten. Die zahlloſen Lichtreflexe wurden unruhig, ſchwankten, ein großes, kaltes Leuchten ſchleifte auf einmal wie ein Mantel über das Meer. Der hohle, pfeifende Ton zog mit — ein unbeſtimmtes Sauſen. Die erſten langen Wellen hoben ſich — ſie trieben vom Land ... Das Blinkfeuer glimmte rot. Eine dunkle Wolkenburg ſtand unbeweglich hinter dem Leuchtturm.

Die beiden ſahen es nicht. Sie waren aus dem Gebüſch getreten. „Nun weiß ich doch, wo meine Heimat iſt! Bei dir!“

Sie lächelte. „Meine kannte ich längſt ...“ Sie ſchaute nach der Badeſtelle. An den ſchwarzen Pfählen wallte es geſchäftig, Spritzer näßten das ſchlaffe Tau. „Siehſt du, das Glück war damals doch bei mir! Der warme Hauch log nicht ...

Ach, ich bin wunſchlos, wie ich gewollt! . . ." Sie faßte ſeine Hand. „Und nun wollen wir leben, ewig leben!"

„Ja, leben, leben!" wiederholte er leidenſchaftlich. „Das Leben iſt doch ſchön!"

Jetzt blickte ſie glücklich hinüber nach dem Leuchtturm. Wieder glimmte nur der tückiſche rote Punkt, und die Wolkenwand ſtarrte finſterer. Ueber das Geſicht der Frau huſchte ein Schatten. „Alſo ſie hat dir wirklich nicht mehr geſchrieben?"

„Nein, mein Kind. In Ernſtfällen lüge ich nie."

„Aber ſie mußte dir ſchreiben, gerade jetzt!"

„Wieſo?"

„Ach . . . ich meinte nur."

„Wir wollen's auch laſſen. Sie hat ja nun, was ſie will. Sie iſt tot."

Sie ſchüttelte den Kopf . . . „Sie hat dich doch nie geliebt. Das wird mir immer klarer."

„Darüber wollen wir niemals ſtreiten, Eſther. Sie hat mich ſehr lieb gehabt. — Aber wenn das nicht wäre? . . . Sieh mal, wenn du wirklich recht hätteſt, ſo müßte ich an allem irre werden, ſelbſt an dir . . . Es waren nur die Verhältniſſe. Sie konnte gar nicht anders handeln."

„Der Sarg ſteht eben in deinem Herzen."

Darauf ſagte er ruhig: „Das iſt nicht anders, und das kann nicht anders ſein. Denke, wenn ich ſie jetzt plötzlich verleugnete!"

„Alſo, adieu."

„Aber ich bringe dich doch natürlich heim, Eſther!"

„Nein, bleib lieber!"

„Ich verſtehe, du denkſt . . ."

„O nein! Ich glaube dir. Du wirſt mir nichts Halbes geben."

„Niemals, Eſther. Das verſpreche ich dir feierlich."

„Nein," ſagte ſie geheimnisvoll lächelnd. „Es iſt etwas ganz andres. Heute bin ich eben Kind, will's ſein. Sieh, ich bin ſo oft den Weg von hier bis zu der kleinen Brücke über das Fließ gegangen, immer mit denſelben ſehnſüchtigen Gedanken an dich und das Glück. Heute will ich ihn wieder allein gehen, ganz allein, ganz langſam. Ich will die Augen ſchließen und denken, alles ſei Traum. Und wenn ich ſie dann öffne und ſehe, daß alles iſt, dann will ich jauchzen voll Glück und dem alten, lieben Blinkfeuer, wenn's gerade trübſelig glimmt, zurufen: ‚Verſtell dich nur nicht! Du leuchteſt ja doch gleich wieder ſo

hell und mußt das immer, immer wieder thun, du kannſt ja nicht anders!‘ ... Ich freue mich ſo darauf! Und der Knöchel wird mir ſicher nicht weh thun ... Weißt du übrigens, daß er eigentlich an allem ſchuld iſt? Ich konnte wirklich nicht mehr weiter im Augenblick, wo du mich vorhin fandeſt ... Ja, ich wollte vor dir fliehen, ich war am Ende, ich mußte fliehen! Und doch war es kindiſch. Aber was ſchadet's jetzt? ... Ich weiß auch nicht recht, warum ich weglief. Es war ſo ein dunkler Trieb ... Und du kamſt langſam hinter mir her wie das Schickſal, und ich entkam dir doch nicht.“

„Ja, du biſt ein Kind, Eſther. Und es ſteht dir ſo gut!“ ...

„O, das geht vorüber! Ich bin ſonſt gar kein Kind, wie du wohl weißt ... Aber heute! Wenn ich heute kein Kind wäre? Heute! Schatz!“ Und ſie trat noch einmal auf ihn zu und umarmte ihn ſtumm.

Sie ſchieden. Er ſah ihr unverwandt nach. Auf der kleinen Brücke am Strand wandte ſie ſich und nickte. Es war weit, und das Mondlicht umfloß ſie dunſtig, ſo daß die ſchlanke, weiße Geſtalt wirklich der Nixe glich, die eben dem Meere entſteigt ...

Herr von Dühling klomm die ſteile, ſandige Düne empor. Es ward ihm leicht, das Herz klopfte ruhig. Das Fieber war vorüber, aber das Glück blieb. Er überdachte den Tag. Er ſchien ihm licht. Auch an die andre Frau dachte er. Er fühlte keine Schuld, keine Reue. Er hatte nichts verſprochen und nichts zu halten. Es war ja ihr eigenſter Wunſch. Sie wollte im ſelbſtgewählten Gefängnis ausharren, ob auch dem armen Vogel die Freiheit lockend winkte. Sie blieb eben die ſchöne Heilige, die er immer ſah. Nur der Gedanke that ihm weh, daß dieſe Märtyrerin der Pflicht vielleicht in demſelben Augenblick wehmütig und voll Sehnſucht an einen Unglücklichen dachte, während der Fieberſchauer einer zweiten Liebe einen Glücklichen überrann.

Als er auf der Dünenhöhe noch einmal zurück aufs Meer ſchaute — die Büſche bogen ſich, längs der weißen, toten Küſte wogte es ſchwer — empfand er nur die reine Friſche der Luft und die frohe Kraft der Wogen. Ein Menſch, der lange in der Nacht eines ſchönen Traums gelebt und nun erwachend die Erde ſieht, wie ſie iſt... Und ſie war ſchön.

Elftes Kapitel.

Dühling ſchlief traumlos und lang.

Ein Junge mit einem Bleiſtiftbrief weckte ihn. Sie ſchrieb, daß er nicht kommen ſolle. Der verſtauchte Knöchel ſei geſchwollen, und der Badearzt habe das bekannte bedenkliche Geſicht gemacht und Bettruhe verordnet — eins, zwei, drei Tage.

„Der Menſch iſt wahnſinnig! Drei Tage ruhig liegen wie eine ſchwer Kranke, jetzt, wo ich ſo geſund, ach, ſo geſund bin! Natürlich kann ich gehen, ich könnte fliegen ... Ich bin ja ſo glücklich! ... Ach Du lieber, lieber Georg ... Und zur Kokette bilde ich mich auch aus auf meine alten Tage. Ich habe nämlich dem jungen, harmloſen Menſchen ſo verführeriſch zugelächelt, daß er ſich erweichen ließ. Alſo ein Tag! Das mußte ich allerdings feſt verſprechen. Und keine

großen Spaziergänge mehr, höchſtens ein dolce far niente im Zauberwald. Du wirſt alſo Deine erwünſchte Einſamkeit heute benutzen, uns einen verſchwiegenen Platz zu ſuchen, wo ich Deine Hand halten kann, ohne neidiſche Blicke zu wecken, und Dich immer anſehen, ohne daß die Leute ſagen könnten: ‚Wie glänzen doch auf einmal der Frau die ausdrucksloſen Augen!‘ Ich küſſe Dich, Georg, viele, viele Male.“

Dühling las den Brief noch ſchlaftrunken. Aber er ſtand ſofort auf. Er war ja wieder ſo jung, ſo jung! ... Den Kaffee trank er auf ſeinem Zimmer und ſchlich dann mit Diebesſchritt durch den Korridor unten und hinaus.

Er wollte keine bekannten Geſichter ſehen.

Ueber Nacht war der Herbſt zurückgekommen. Der ſcharfe, kalte Wind zauſte das Birkengeſtrüpp und bog die jungen Kiefern. Auf dem Strandweg wirbelten gelbe Blätter, Sandwolken ſtoben. Die Brandung grollte herauf in eigentümlich hellen, kurzen Schlägen. Der Kellner Karl kämpfte an den Gartentiſchen mit den bunten Decken, der Wind ſchlug ihm eine ums Ohr und verhüllte ihn phantaſtiſch.

Dühling ging ſofort in den Wald hinein.

Die Luft war hier ſo kühl, ſo jung, das Heidekraut flüſterte, die Stämme klagten. Am Himmel jagten die ſcharf umriſſenen Herbſtwolken. Der Zauberwald war heute leer. Niemand hätte ſie beide geſtört. Aber Dühling ſuchte doch liebevoll-gewiſſenhaft nach einem einſamen Platz. Am Dünenhang fand er ihn endlich, zwiſchen wogendem Gebüſch hinter einer Wacholderinſel. Er ſetzte ſich hin. Unten zwiſchen dem gepeitſchten, klagenden Grün rollten die ſchmutzigbraunen Wogenberge mit zerriſſenen Schaumkämmen und ſchrieen in unverſtändlicher Wut.

Heute fühlte ſich Dühling zum erſtenmal ſeit Jahren wieder Mann und frei. Er blickte in ſeine Zukunft. Und ſie ſtrahlte in einer geſunden, ruhigen Helle. Das thatenloſe Hindämmern von einſt wurde ihm leid. Er ſehnte ſich auf einmal nach Arbeit, Beruf, nach einem Ziel ... ‚Wenn er wieder aktiv geworden wäre?‘ Leute mit ſeiner Konduite nimmt man gern zurück. Aber das ging doch nicht. Mit der geſchiedenen Frau eines Kameraden, — das Wiſpern hört ja nie auf. Und dann ... In dieſem Rock hatte er ſeinen ſchwerſten Traum geträumt, war ſchlapp geworden, ein Träumer, faſt ein Weib. Das Kleid wieder

anziehen, das ihn wie ein Neſſushemd gebrannt? Um Gottes willen nicht! Das hieße ein neues Leben leichtfertig in ein altes Bett zurückleiten. Jede Welle flüſtert da Erinnerung, jeder Baum des Ufers, jeder Grashalm ... Dühling ſah nachdenklich auf den Sand, auf dem er ſaß; jene zahlloſen, winzigen Wellen, die im Wind ſich hoben, im Winde wandern, jene heimlich rieſelnde Flut von Atomen, — ein Spiel der Natur und ein Spiegel des Lebens. Sind wir nicht alle das willenloſe Sandkorn, das der Wind hebt, der Wind begräbt? Jeder denkt ſo einmal, in der Wüſte, am Meer. Die unverſtandene Weite, die ſtarre Unendlichkeit rings und alles Menſchliche ſchrumpft zu einem Sandkorn zuſammen ... Heute kam dieſer Vergleich Dühling nur flüchtig. Er dachte gleich wieder vernünftig, daß man etwas thun müſſe hier, daß das Leben dem Leben gehört, die That der That. Er ging alle die Berufe durch, die dem Manne auf der Höhe der Kraft noch offen ſtehen. Er dachte hin und her. Aber erſt, als er zufällig einmal zurückblickte, wo hinter der dunklen Wacholderinſel die gelbe, tote Stoppel ſich im ſcharfen Herbſtlicht dehnte, kam ihm das Selbſtverſtändliche. Landwirt! Das

lag ja so nahe. Den alten Heimatboden furchen, ihn pflegen, hätscheln, bis das goldene Halmenmeer entsprießt, im ernsten Kampf mit tückischen Naturgewalten wieder Mann werden, Herr, fest wachsend an der lieben Scholle, kein Fremder hier mehr, sondern ein Freund. Und wenn er früher immer die Heimat nur in dem sanften Grau des Alters, der Einsamkeit gesehen, malte sie sich ihm heute jung, kraftvoll, sie zog ihn wie Leben zum Leben.

Am Mittag war Dühling schweigsam, sah kaum auf. Er hatte gar keine Lust, zu erzählen, wie voll ihm das Herz. Die Frau des Hauses fragte, ob er sich nicht wohl fühle — man servierte gerade sein Leibgericht — und er aß davon fast nichts. Er gab nur eine ausweichende Antwort, weil er nicht lügen wollte; und den Mangel an Appetit mit dem köstlichen Rieseln der Gesundheit zu erklären, dem wohligen Gefühl, endlich wieder den festen Grund unter dem Fuß zu spüren, — welche Thorheit!

Am Abend schlich er noch einmal in die Nähe der abgelegenen Villa und sah das Licht in ihrem Zimmer froh und friedlich leuchten.

Den Morgen war er schon früh auf. Der

Wind blies ſchärfer. Dühling ſah von ſeinem Fenſter über dem vielfarbigen, rauſchenden Blättermeer hinweg die See ſchimmern, graugrün, mit zahlloſen weißen Tupfen wie ſchwimmende Möwen und darüber hinzuckend grelle, ſcharfe Reflexe, die kalt blitzenden Lichtpfade der aufgewühlten Flut. Er eilte ſich bei der Toilette. Er wollte raſch unten ſeinen Kaffee trinken, weil er ſich nach dem ſtarken, kühlen Wind da draußen ſehnte und nach ihr.

Auf der Treppe begegnete ihm die Dame des Hauſes. Sie rief ihm gleich verſtändnisvoll lächelnd zu: „Frau von Weſtrem iſt auch da!... Sie hat übrigens Unglück gehabt und ſich den Fuß verſtaucht. Sie geht noch recht unſicher ... Aber wie die junge Frau heute ausſieht, wirklich zum Verlieben! In den acht Tagen, wo ich ſie nicht geſehen habe, iſt eine Aenderung vorgegangen! Früher hatte ſie doch ſo etwas matte, cachierte Augen. Und jetzt? — So ein klarer, leuchtender Blick! Es iſt uns allen aufgefallen ... Ihre hübſche Freundin iſt auch da, Herr Rittmeiſter, und hat ſchon nach Ihnen gefragt ... Wer einmal hier war, den zieht's immer wieder her. Die Herrſchaften ſitzen in der Veranda."

Dühling ſchlenderte gemächlich durchs Eßzimmer. Der Frühſtückstiſch wurde dort bereits gedeckt, — die appetitlichen Flundern, der Fleiſchſalat, inmitten einer verſchwenderiſchen Fülle von lockend marmorierter Wurſt und ſtumpfweißen Eiern. Die Geſellſchaftsdame, deren unentwegte Liebenswürdigkeit gegenüber tauſend berechtigten und unberechtigten Wünſchen Dühling immer bewundert hatte, ordnete die Schüſſeln. Auch ſie lächelte wiſſend und hob geheimnisvoll den Finger: „Frau Baronin iſt da — und ſo reizend und liebenswürdig!“

Dühling blieb ſtehen und ſagte etwas geringſchätzig: „Ich dachte, ſie wäre ſchon weg. Na, um ſo beſſer!“

„Ach, Herr Rittmeiſter, thun Sie nur nicht ſo!“

Dühling drohte freundlich: „Und der Doktor juris,“ — er hätte beinahe geſagt der Gnom, — „gnädiges Fräulein, gnädiges Fräulein!“

Das nicht mehr junge, aber noch immer recht hübſche Mädchen, errötete darauf, und die Augen funkelten feindlich, aber im Herzen that ihr die Anſpielung auf den etwas faden Kurmacher doch wohl.

Dühling trat in die Veranda. Eſther ſaß,

ihm den Rücken zugekehrt, doch die hübſche Enthuſiaſtin nickte freundlich grüßend. Frau von Weſtrem that, als wenn ſie das nicht bemerke, und ſprach ruhig weiter: „Liebe Melitta, ich finde den Herbſt an der Küſte weder grau noch kalt, ſondern wunderſchön.“ Aber ſie fühlte doch ſeine Nähe. Der ſchlanke Nacken beugte ſich tiefer, die weiße Haut zuckte.

„Alſo Parole: Wunderſchön!“ ſagte Dühling plötzlich, das letzte Wort wiederholend, mit der billigen Ironie des Geſellſchaftsmenſchen. Nach einer halben Höflichkeitsverbeugung gegen die Fremden am Tiſch, drückte er den beiden Damen die Hand, der Geliebten mit dem verſtohlenen Freimaurerdruck des Glückes, über den ſie mit einem Lächeln quittierte. „Ja, der Herbſt iſt wirklich wunderſchön!“

Das junge Mädchen war heute etwas geknickt. Der heiße Sommer in der Stadt, eine ſchlimme Erfahrung? „Frau von Weſtrem predigt mir ſeit einer halben Stunde Lebensfreude. Aber wenn man ſie nun nicht hat . . .“

„Wer ſie ehrlich ſucht, liebe Melitta, der wird ſie ſchon finden.“

„Ach, gnädige Frau,“ opponierte die andre

peſſimiſtiſch, „das können Sie wohl ſagen! Wem der Strand ſo gut bekommen iſt wie Ihnen augenſcheinlich! ... Ich komme mir überflüſſig vor. Der Herbſt hier ſagt mir dasſelbe. Ich werde doch noch Gouvernante oder lerne Schreibmaſchine ... Nein, Gouvernante allerdings, — ewig würdig und geheimnisvoll, nein! ... Jedenfalls aber werde ich etwas thun. Die faden Geſellſchaften haben gar keinen Sinn," ſchloß ſie trotzig.

Frau von Weſtrem zog das Mädchen freundlich zu ſich herüber und flüſterte der Unzufriedenen ins Ohr: „Feuer gefangen? ... Aber Sie ſind ja noch ſo jung! Und die kleine Enttäuſchung bewahrt ſie vielleicht vor der großen ... Jedoch was es auch ſei, vergeſſen Sie das nie: Wollen, nur Wollen! Das Glück folgt nur dem, der es zwingt ... Ich weiß das aus meinem Leben auch."

Das Mädchen blickte darauf etwas unſicher erſt auf die Frau, dann auf den Mann. Dem halben Backfiſch dämmerte die Ahnung eines großen, ſündigen Glückes. Doch ſie ſchüttelte abwehrend den Kopf. So weit war ſie noch nicht! Und ſie rückte inſtinktiv von der Frau

zurück. Die gleichgültige Sicherheit, mit der Frau von Weſtrem ſich jetzt an Dühling wandte, machte ſie wieder wankend: „Ich habe nämlich den Brief bekommen; Sie wiſſen ja, ich ſprach Ihnen davon und habe ihn wieder und immer wieder geleſen. Es ſtand alles drin, was ich wollte, alles."

Dühling nickte nur höflich und ſtrich ſich den Schnurrbart.

„Von Ihrem Herrn Gemahl?" fragte das junge Mädchen.

„Von wem ſonſt, liebe Melitta?"

Da beruhigten ſich die Zweifel.

Die beiden blieben noch eine Weile ſitzen in dem liebenswürdig gleichgültigen Geſpräch oberflächlich Bekannter. Alle Fremden am Tiſch waren gut orientiert und fühlten ſich darum enttäuſcht. Sie waren erſt in den letzten Tagen gekommen, dem Seegang zuliebe, dem Herbſtſturm. Ein liebenswürdiges Ehepaar aus Königsberg, das ſeine große Dogge rührend verwöhnte. Eine Familie mit Töchtern: er ein alter, freundlicher Graukopf, mehr Vater als Gatte, ſie noch immer hübſch, ein etwas maſſives Geſicht, weiß und klar vom konſequenten Seifegebrauch. Sie hatte die harten Augen und das ſtraff geſcheitelte Haar

einer gesunden Egoistin und Mutter. Die Töchter: beautés de diable. Die Aeltere blaßblond mit leeren, fragenden Augen, durch einen Baronvetter zu bürgerlichem blasé angekränkelt. Die Jüngere schlank, schwarz, eine eigensinnige Mulattenstirn über zwei schönen Augen. Sie wußten augenscheinlich, daß sie Geld hatten und die Wahl. Sie saßen über Bücher gebeugt. Sie sahen nicht auf, aber sie hörten alles. Jedoch zwei Schauspieler, die so lange in der großen Welt gelebt wie Dühling und die Frau verrieten sich heute am wenigsten. Sie hatten die Maske aufgesetzt, und sie stand ihnen zu Gesicht. Es war ihnen eine heimliche, sündige Wonne, kalt zu scheinen, wo sie glühten. Kein Wort, kein Blick, die verraten konnten, nur zuweilen das feine Lächeln, das verstohlene Blinken. Es ist so schön, inmitten Neugieriger zu lächeln, zu lügen und dabei eigentlich nichts zu fühlen als das Rieseln des Glückes, das Prickeln des Fiebers, das heiß von dem Kleidersaum der Frau zu dem Mann hinüberzuckt.

Als Dühling die zweite Tasse Kaffee ausgetrunken, wandte er sich an seine junge Freundin und fragte en passant: „Gehen Sie jetzt mit an den Strand?“

Das Mädchen ſagte nein. Es war nicht Mißtrauen, es war die Stimmung, die lieber allein auf die See ſchaut.

„Und Sie, gnädige Frau?“ fragte er höflich. „Natürlich ein Korb!“

Aber Frau von Weſtrem lachte harmlos. „O nein, im Gegenteil, ich würde Sie ſonſt aufgefordert haben. Und wenn man ſo lange beiſammen war und ſich wahrſcheinlich ſo bald trennt!“

Dühling ging, Mäntel und Plaids zu holen. Als er zurückkam, verſtummte jäh eine flüſternde Unterhaltung, und die Geſellſchaftsdame, die jetzt an ſeinem Platz ſaß, lächelte ihm beſonders liebenswürdig zu. Doch ſeine hübſche Nachbarin grüßte ihn nur ſteif zum Abſchied. Draußen am Gartenthor erwartete ihn Eſther. Das geflüſterte, heiße: „Wie geht's dir, Georg?“

„Wie immer, wenn du bei mir biſt, Schatz. Aber dir?“

„O, ich kann fliegen!“ Aber ſie ging doch nur mühſam, er fühlte den Zwang. Und ſie ſchien ihm reizender, weil ſie ſchwach war. Auf dem Strandwege kein Menſch, nur geknickte Zweige, wirbelnde Blätter. Hüben und drüben der wild jauchzende Herbſt.

„Die mögen jetzt nett über uns klatſchen!“

„Mögen ſie, Georg! Ich habe nun gerade genug an dem Verſteckenſpielen. Erſt empfand ich den verbotenen Reiz auch. Dann aber kam ich mir ärmlich vor, ſo arm wie die andern, und ich bin doch reich!“

„Ich habe dich nie ſo lieb gehabt, Eſther, als in der halben Stunde, wo ich's mir nicht merken laſſen durfte.“

„Ihr Männer liebt doch das Heimliche mehr als wir ... Ich ginge jetzt am liebſten zurück und ſagte den Leuten laut: ‚Meine Herrſchaften, Sie haben ganz recht, ich ſündigte ſchon lange, nur mit dem einen Unterſchiede, daß Sie es ſämtlich aus Vergnügen thun würden, während ich es thun mußte aus einem unentrinnbaren Trieb.‘ Sie würden mich allerdings nicht verſtehen. Ehebruch iſt ihnen Ehebruch. Nur um das junge Mädel thut's mir leid. Sie iſt ein glaubensfrohes, liebes Ding und gerade jetzt vielleicht krank an der erſten unverſtandenen Regung des Herzens. Sie ſah in mich immer wie in einen goldnen Spiegel. Nun werden ſie ihr alles erzählen, was wahr, was wahr ſein könnte und was nicht wahr. Sie wird mich

natürlich verteidigen und glaubt's natürlich doch. Sie wird ſich ſchließlich einbilden, daß Jugend, Eleganz, Reichtum für eine Frau weiter nichts bedeuten als ein bequemeres Koſtüm für die Hölle. Und wenn der Mädchenargwohn vorhin in meinen Augen recht geleſen hat, iſt dieſe Hölle voll heißer, ſündiger Freuden. Was bei mir alles vorherging, ahnt ſie's? Sie begreift's vielleicht nie ... Sie hätte heute nicht kommen ſollen! Junge, enthuſiaſtiſche Menſchen verdirbt man ſo leicht. Das möchte ich nicht." Sie war ſtehen geblieben und ſog gierig die reine, ſchöne Luft ein.

„Siehſt du, Eſther, das iſt der Herbſt, die unerbittliche Friſche und Klarheit, die auch der Natur die bunten Fetzen wegreißt. Jetzt, wo ich draußen bin, habe ich dasſelbe Gefühl wie du. Die kleinen Sünden gedeihen doch am beſten im Haus, im engen Raum. Sie ſind häßlich ... Und ich freue mich doch, daß wir ſo gleich fühlen."

Sie lächelte. „Gleich fühlen? Wenn ich das nicht ſo genau gewußt hätte, faſt inſtinktiv, ich hätte dich nie geliebt! Es iſt doch nicht die Larve irgend welcher Art, es iſt der gleiche Menſch, den man liebt!"

Sie bogen in einen Seitenpfad. Als ſie in

dem Buſchwald ſich ſicher und allein fühlten, legte er den Arm um ihre Taille. Sie ließ es gern geſchehen. „Gehſt du ſo beſſer, Eſther?"

„Ich bild's mir wenigſtens ein."

„Sieh mich doch an!" Sie that's. „Du haſt auf einmal ganz blaſſe Augen... Du zitterſt?... Thu' ich dir weh?"

„Ach, ſie werden ſchon wieder leuchten!... Weißt du, deine körperliche Nähe iſt für mich Fieber, Rauſch. Ich gehöre mir nicht mehr ſelbſt... Ich habe das ſchrecklich empfunden damals, als ich mit dir tanzte. Ich hätte dich wegſtoßen mögen. Es war ſo ein dummes Gefühl..."

Sie gingen ſchweigend auf heimlichen Wegen bis zu ihrem Platz. Er breitete ſeine Reiſedecke auf den Sand. Sie ließ ſich ſofort hingleiten. Aber als er die Liegende umarmen wollte, wehrte ſie ab, mit toten Augen, der Atem ſchwer. „Haſt du ſolche Angſt vor mir, Eſther?"

Sie ſchüttelte den Kopf und verſuchte zu lächeln. Und langſam legte ſie dann den zitternden Arm um ſeinen Nacken und zog den Mann an ſich. Und als die Lippen ſich berührten — ſie hatte im letzten Moment die Augen geſchloſſen —,

zuckte ſie zuſammen und umſchlang ihn und drückte ihn an ſich mit einer unverſtändlichen Kraft. Er, gefangen von der Macht des Gefühls, hingeriſſen von der unbeſieglichen Jugend, murmelte, ſelbſt atemlos: „Womit habe ich ſo viel Liebe verdient? Mädchen, was biſt du jung!“

Die ſchmalen, dürſtenden Lippen lächelten. Und den heißen Hauch an ſeiner Wange, flüſterte ſie leidenſchaftlich: „Mädchen! Ja, ja ... Ich bin's beinah'. Seit dem Tage, wo ich abgerechnet mit ihm, hat er mich nicht mehr anrühren dürfen. Ich liebte dich. Ob's kam oder nicht, ich wollte nichts mehr verſchwenden, alles aufſparen für dich, was ich an Jugend, Kraft und Gefühl noch beſaß. Der Mann, der mich einmal umarmte, ſollte nie ahnen, daß mich ſchon ein andrer Mann umarmt ... Und dann, was ich neulich ſagte von Kindern. Es iſt nicht wahr! ... Sich lieben und keine Kinder haben wollen, wie ſcheußlich! ... Aber nicht von ihm, nicht von ihm! ... Ich hätte ſie nie lieben können. Ich hätte immer in ihnen den Vater geſehen. Und wenn ſie geweſen wären wie ich, ſo wären ſie unglückſelig geweſen, ſie hätten ihren eignen Vater haſſen müſſen ...“

Sie ließ ſeinen Hals los und ſank zurück.

Er beugte ſich über ſie und bedeckte ſie mit Küſſen, die Hände, das Kleid ... Unten tobte die See und warf ihre ſchmutzigen Wellenberge weiß giſchtend mit dumpfem Wutgeheul auf den Strand und riß ſie wieder ziſchend zurück, daß der aufgewühlte Sand in ſeltſamen Wellen das Ufer bedeckte.

Eſther von Weſtrem richtete ſich auf: „Genug! Wir müſſen vernünftig ſein.“

Doch er fühlte erwachend die nüchterne Wahrheit, die jedem Rauſch folgt. „Ja, vernünftig! So ſagen wir immer, wenn wir mit den Gefühlen zu Ende ſind.“

„Der Rauſch kann doch nicht ewig dauern! Vielleicht würdeſt du auch ſeiner eher überdrüſſig als ich ... Meine Liebe bleibt.“ Sie ſtrich ihm über die Stirne, weich, mütterlich, wie es nur Frauen verſtehen. „Ich denke, es muß mit unſrer Liebe ſein wie mit dem Blinkfeuer. Einmal leuchtet's, einmal glimmt's, aber es erliſcht erſt mit uns ſelbſt.“

„Du liebe Eſther!“

Sie lächelten ſich zu und drückten ſich die Hand. Dann blickten ſie ſtumm aufs Meer. Jetzt auf einmal hörten ſie das mächtige Toſen,

ſpürten den Sturm, der die Büſche bog. Die Frau neſtelte ein dünnes Paket aus der Taſche. Briefe! Sie hielt ſie ihm hin.

Dühling erkannte ſofort die ſorglos eitlen Schriftzüge des ſchönen Weſtrem, die großen Striche und die weichen Bogen. „Soll ich wirklich leſen?"

„Du mußt. Ich habe keine Geheimniſſe vor dir, ich will keine vor dir haben. Und ich möchte dir vor allem zeigen, daß ich ehrlich auch ihm gegenüber geweſen bin. Die Trennung kann ihm nicht unerwartet kommen. Es geht zwar ſtufenweiſe, aber das Ende iſt ganz klar."

Dühling las. Der ganze glücklich ſelbſtbewußte beau trat ihm hier entgegen — der Mann, der die kälter und kälter werdenden Briefe der Frau nicht verſtand, weil er ſich keiner Schuld bewußt war, weil er ſie auf ſeine Weiſe liebte. Und daß eine dem ſchönen Weſtrem davonlaufen könne? Dann mußte ſie notwendig krank ſein! Und doch that Dühling dieſer Blinde leid mit ſeinem eitlen Nichtverſtehen, den thörichten Bitten, ſie möge doch nach Berlin kommen oder er zu ihr, ſich ausſprechen, er erwarte nur ihre Befehle, und dann für die kranken Nerven etwas Ernſtliches thun. Der letzte Brief freilich — er mußte die

Antwort auf etwas eisig Bestimmtes sein — war gedrückt, feige, neben der Angst vor dem Skandal auch ein ratloses, thörichtes Flehen.

Dühling gab die Briefe zurück.

„Er thut dir leid, Georg?"

„Ja."

„Mir nicht. Reue und Mitleid — da sind die harten Grenzen meiner Natur. Ich reiße mich schwer los. Doch ist's einmal geschehen, dann bin ich auch fertig mit den Menschen und den Dingen. Frauen wie ich, die einen einzigen leidenschaftlich lieben, sind immer im gewissen Sinne herzenskalt. Gönne du ihm auch nicht mehr, als er verdient! Er ist viel zu eitel, um wirklich unglücklich sein zu können. Er findet sicher und bald eine andre, die besser zu ihm paßt. Zu ihm passen ja so viele!"

Dühling antwortete zögernd: „Du hast recht. Es ist wohl der Kamerad, den man nicht gern betrügt; es ist auch das Wehrlose. Ich hab's ihm gegenüber so leicht gehabt! . . . Ach, Esther, du giebst in allem so ganz, daß es mich fast verwirrt . . . Verdiene ich dich auch wirklich?"

Sie lächelte ungläubig. „Du giebst doch, was du hast!"

„Gewiß, Eſther. Aber iſt's auch genug? Ich fühle deinen Zauber immer, aber . . ."

Sie hielt ihm ſcherzend den Mund zu. „Nicht weiter! . . . Georg, du giebſt mir ja ſo viel — du weißt's nur nicht."

Er faßte die ſchmale, energiſche Hand und küßte ſie viele Male. Und ſie lächelte glücklich, und er lächelte wieder.

Durch das Sturmeswehen klangen Stimmen. Die beiden ſtanden haſtig auf. Er nahm das Plaid, ſie ſtrich ſich das Kleid zurecht. Es waren Paſſanten, Mädchen in Strandhüten, die der See zujauchzten und mit dem Winde liefen. Aber die Liebenden fühlten ſich doch geniert. Sie verſuchten jetzt wie zwei vernünftige Leute ſpazieren zu gehen. Auf der Strandhöhe entlang, wo an lichten Stellen das graugrüne Gras in langen Wellen wogte und der Wind die Gehenden faſt von der Düne wehte, zu den tiefen Keſſeln, die überall in die Küſte eingeſprengt ſind, buſchbewachſen, maleriſch, die jähen Sandhügel nachrieſelnd, unter ſeltſam geformte Kegel wie Rieſenſpielzeug. Sie gingen langſam auf und ab beſprachen die Zukunft, die häßliche Scheidung, das Jahr des Wartens danach. O, es hatte

noch lange Wege bis zum ganzen Glück! Esther war ganz wohlgemut. Die Zeit fliegt ja. Und auch, wenn man sich anstandshalber nicht sieht, die zärtlichen Briefe, das tägliche Zusammensein im Geiste.

„Und dir muß es doch viel schwerer werden, Esther! Ich habe meinen neuen Beruf, ich muß mich einarbeiten. Du bleibst allein mit deinen Gedanken."

„Sorg dich nicht um mich!" antwortete sie froh. „Ich könnte für dich in die Wüste gehen, ich könnte für dich geliebte Kinder opfern. Medea! . . . Ich wär's im stande . . . Ich könnte auch betteln für dich. Und das muß doch so schwer sein!"

Er mußte sie immer ansehen. Sie schien ihm die verkörperte That, die verkörperte Jugend. Keine Reue, kein Mitleid! . . . Dann dachte er auch vernünftig an die großen Sorgen, an die vielen Unannehmlichkeiten, die scharfen Dornen und spitzen Steine auf jedem ungewöhnlichen Lebenswege. „Ich wollte, Esther, wir heirateten morgen! . . . Möchtest du das nicht auch?"

Sie sah ihn hell an. „Wärst du dann glücklicher? Wo wir lieben, opfern wir uns gern.

Ich brauche keinen Prieſter, keine Sanktion. Proteſtantin müßte ich ja ſo wie ſo werden ... Gut, entflieh mit mir auf der Stelle!"

„Ich nehme dich beim Wort, Eſther!" antwortete er raſch.

Darauf ſchüttelte ſie den Kopf. „Nein, lieber doch nicht! Lieber ehrlich warten! ... Kein Schmutz, wo er nicht unbedingt nötig iſt. Er bleibt. Ich möchte ihn dir und unſern Kindern erſparen ... Du verſtehſt? Es iſt nicht für mich. Ich bin nicht feige. Es iſt nur, weil ich dich liebe." Wieder der warme, tiefe Ton, die ſchönen Gedanken einer ſchwachen und doch ſtarken Frau.

Er war ſtehen geblieben. „Weißt du, was ich im Augenblick möchte?"

„Was?"

„Ich möchte hier vor dir niederknieen und deinen Fuß küſſen. Denn die Heilige biſt du!"

Am Keſſelrande drüben winkten Taſchentücher. Es war die Penſion. Das junge Mädchen ſtand abſeits und ſah auf die See.

„Siehſt du, wie das Gift ſchon wirkt, Georg?"

„Es ſcheint."

„Wir könnten hinüber zu ihnen gehen. Es

ſieht beſſer aus. Aber mir iſt's nur wegen des Mädchens."

Sie winkten zurück, die andern kamen ihnen entgegen. Unterwegs berieten ſie noch haſtig.

„Haſt du ihm ſchon geſchrieben, Eſther?"

„Ja, geſtern, vom Bett aus."

„Und welche Rolle ſpiel' ich dabei?"

„Vorläufig gar keine. Auf dich käme er auch nie. Man könnte ihm alles mit Daten belegen, und er würde nur lächeln. Er iſt ja in der That ſo viel hübſcher als du und hat noch kein einziges graues Haar. Bei ihm kann's eben nur der Leutnant ſein ... Du bleibſt ein Schemen bis zu unſerm Hochzeitstag. Und dann wird er ſich wohl längſt mit einer andern getröſtet haben."

„Es iſt mir auch lieber ſo."

„Uebrigens, Georg, zu Hauſe liegt vielleicht ſchon das Telegramm. Ich habe ihn um eine Zuſammenkunft erſucht, in Königsberg oder Berlin, in einem Hotel natürlich, nicht in ſeiner Wohnung."

„Arme Eſther, was wird das ſchwer für dich ſein!"

„Aber es muß ſein! Und was ſein muß, thu ich gern bald."

Im Schwarm mit den andern trotteten ſie

dann heim. Dühlings Freundin fehlte. Ganz unten am Strandweg paſſierten eben zwei Herren, der eine groß und blond.

„Ihr Herr Gemahl, Frau Baronin!“ rief eine vielleicht mit Abſicht kurzſichtige Dame.

Dühling preßte die Lippen etwas zuſammen und ſagte nichts. Eſther aber lächelte unbefangen. „Das wäre allerdings eine Ueberraſchung!“

Der Alarm erwies ſich zum großen Bedauern aller Unbeteiligten als blind. Während die Penſion über merkwürdige Aehnlichkeiten debattierte, blieben die beiden wie aus Zufall etwas zurück.

„Wenn er es nun geweſen wäre, Eſther?“

„Dann wäre er es eben geweſen!“

„Und wenn er alles gewußt hätte?“

Sie lächelte kalt. „Eine echte Frau hat immer Waffen. Weißt du, in jeder Ehe giebt's irgend einen dunklen Punkt. Und wenn man rückſichtslos oder zur rechten Zeit an den tippt, kann der Mann weiter nichts thun, als ſchweigen und gehen. Freiwillig gebrauche ich ſo häßliche Waffen nie, aber ich hätte ſie gebraucht! . . . Jetzt thut's mir faſt leid, daß er's nicht war.“

Der Sturm wehte mit unverminderter Kraft. Doch den beiden waren es Tage voll Frieden

und Glück. Esthers Fuß wollte noch nicht zu weiten Spaziergängen taugen, sie trieben sich also in Strandnähe herum, wo genug Ruhebänke waren. Der Herbst zeigte noch einmal seine ganze wilde Schönheit. Die kahle, weite, gelbe Ebene mit starren Wäldern, jagenden Wolken. Darüber eine blutige Sonne, die Schatten scharf und grell, das Licht erbarmungslos klar. Nichts mehr von der milden Dämmerung des Sommers, den weichen Schatten! Jeder Baum, jedes Haus erschien wie ausgeschnitten, umheult vom Sturm, der die Stoppel fegte, die Stämme bog. Und die See. Bis zum fernen Horizont das rastlose Auf und Nieder der weißen Wellenkämme in einer lehmigen, kochenden Flut. Die ganze geschwungene Küste, von Rantum bis Brüsterort, ein weißer, breiter, zuckender Brandungsgürtel, der den Sand aufwühlte, Tangmassen ans Ufer schleuderte, wieder fortriß und schwarzes Holz bald friedlich auf langen, braunen Wogenbergen schaukelte, bald im weißen Sturz zur brodelnden Tiefe zog. Der arme, weiße, tote Strand duldete stumm, was ihm die übermütige Siegerin aufbürdete und gleich wieder nahm — Tang, Holz, Sandberge. Das ganze Ufer glich einem Chaos,

ſo willkürlich waren die Trümmer geſchichtet. In ausgeriſſenen Betten rieſelten die Brandungswaſſer wieder murmelnd zurück. Es war, als wenn die See mit hohlem Geheul die Wehrloſe noch verſpottete! Und an dem Dünenhange klammerte ſich angſtvoll das ſtruppige Gras, die Büſche auf der Höhe drückten ſich furchtſam, der Hochwald ſtämmte ſich trotzig, ſeine Vorhut ſank ſchon klagend zur Tiefe.

Die beiden ſaßen auf einem Dünenvorſprung. Sie freuten ſich der wilden Zerſtörung, des mächtigen Lebens. Solch Bild giebt Kraft ... Was der Ort noch an Badegäſten hatte, war unten am Strand, — wehende Kleider, in die Stirn gedrückte Hüte, vom Sturm erſticktes Jauchzen, wenn eine Welle jäh aufs Land ſchlug. Und eine ſchielende Sonne lag tückiſch über dem Meer, zog die Linien ſchärfer. Vorn der breite, weiße Brandungsgürtel, dann ſtumpfes Braun, dann helles Grün, bis ſich weiter hinaus Giſcht und Wogen zu einem trüben, öligen Grau mengten, in dem der Wellenſturz auf und nieder zuckte, während winzige, hüpfende Punkte den äußerſten Horizont ſäumten. Was hier machtvolle Zerſtörung, ſchien dort frohes Spiel.

Die beiden ſchauten ſchweigend und unverwandt.

Zwiſchen den Wacholderbüſchen tauchte eine Poſtmütze auf. Ein Telegramm. Sie riß es ſofort auf, während er den Mann bezahlte. Dann gab ſie's ihm.

„Brief erſt heute erhalten, weil drei Tage in Gradiz dienſtlich abweſend. Morgen den ganzen Tag im Savoy-Hotel."

„Du fährſt heute?"

„Ja. Mit dem Nachtcourier."

Er ging unruhig auf und ab. „Du glaubſt gar nicht, Eſther, was ich dich die drei Tage vermiſſen werde."

Sie trat zu ihm und drückte ſeine Hand. „Du lieber Georg!"

„Es trifft ſich auch ſonſt dumm ... Wenn du doch erſt wieder da wärſt!"

„Das heißt?"

„Daß ich an ſie ſofort geſchrieben habe, wie es meine Pflicht war. Heute oder morgen kann die Antwort da ſein. Es wird nicht viel drin ſtehen, ſie iſt auch keine Natur, die ſich ausgiebt. Aber ich möchte den Brief doch am liebſten an deiner Seite leſen."

„Alſo ich bleibe," ſagte ſie kurz.

Er ging auf und ab, ſah auf die See ... „Nein, du reiſeſt unbedingt," ſagte er endlich. „Es ſind Nerven, weiter nichts ... Biſt du mir etwa böſe, Eſther?"

„Wie ſollt' ich! Du willſt ſie eben nicht verlaſſen, wie ſie dich verließ ..."

„Sie verließ mich nicht!"

„Sie verließ dich doch!"

„Was weißt du, Eſther?"

„Nichts, was du nicht auch wiſſen könnteſt!"

Er machte mit der Hand eine unentſchloſſene Bewegung. Dann ſagte er mit müdem Ernſt: „Soll ſie auch in unſerm neuen Leben der dunkle Punkt ſein? Ich habe ſie heiß geliebt, dich liebe ich jetzt. Aber ich kann drei Jahre meines Lebens nicht ungeſchehen machen. Das will ich nicht und das darf ich nicht! Und wenn morgen ſo ein fader Glückwunſch ſo recht aus Herzensgrunde käme, dann ginge etwas in mir kaput."

„Du würdeſt auch darüber wegkommen müſſen, Georg."

„Ich würde nicht darüber wegkommen!" ſagte er heftig.

„Dann bitte Gott, daß ſie dir nie mehr ſchreiben möge."

„Du haſt etwas gegen ſie, Eſther ... Es iſt, weiß Gott, nicht nur die Frau, es iſt der Glaube, die Idee, an der ich nicht irre werden möchte!"

„Lieber Georg, ich habe nichts gegen die Frau, als was ich naturgemäß gegen eine Frau haben muß, die derſelbe Mann geliebt hat, der mich jetzt liebt ... Ich verſtehe nur ihr Pflichtgefühl nicht ... Aber jedem ſagt's ja was andres ... Und ſie wird dich wohl auf ihre Weiſe herzlich gern gehabt haben."

„Wann reiſeſt du?"

„Der Zug geht um ſechs ... Alſo ich ſoll?"

„Du mußt!" Mit etwas gezwungener Fröhlichkeit fügte er hinzu: „Es iſt wieder mal ein letzter Tag. Es waren eigentlich alles letzte Tage, ſolange wir hier ſind, — ein Wort, und ſie wären es geweſen, und ſie waren es ſchließlich doch nicht ... Von heute wenigſtens wiſſen wir genau, daß es unſer letzter Tag nicht ſein kann."

„Und wenn er's doch wäre?"

„Du ſollteſt nicht ſpotten, Eſther! Uebrigens, haſt du viel zu packen?"

„Fünf Minuten. Ich nehme nichts mit als ein Plaid und eine Handtaſche."

Er ſah nach der See ... Alſo noch zwei

Stunden für uns ... Und nun ſchleppe ich dich zum Abſchied auf all den lieben Plätzen herum, wo wir in den letzten Tagen geſeſſen haben und wo wir ſo glücklich geweſen ſind.“ Er ſtreichelte ihr zärtlich die Hand.

„Ach ja, ſo glücklich!“ wiederholte ſie.

„Und nun mußt du mir auch noch erzählen, wie's eigentlich kam, Eſther!“

„Fang du an, Georg!“

„Ja, weißt du, Eſther ... Es kam ſo langſam und kam doch plötzlich. Zuletzt war es ein Strom, der viel ſtärker war als ich ... Aber ſag, Schatz, was liebſt du an mir? Warum liebſt du mich überhaupt?“

Sie lächelte. „Das iſt doch ſo einfach, Georg; du haſt mich die Liebe gelehrt. Darin liegt alles ... Ich könnte dir beim beſten Willen nicht ſagen, was ich an dir beſonders liebe oder was ich nicht mag. Ich liebe dich eben, ich habe dich wahrſcheinlich immer geliebt, ſchon lange, ehe ich dich kannte. Das iſt ein Myſterium. Der Strom iſt plötzlich da und überflutet uns ... Warum mußte gerade in dem Moment der Schleier von meinen Augen fallen, wo du einer andern Frau die Hand küßteſt? Warum mußte ich von demſelben Roſen-

ſtrauch dieſelbe weiße Roſe pflücken? ... Der andre war mit dem Moment tot für mich. Ich konnte ihm nicht helfen ... Und ich habe doch ſo ehrlich gekämpft. Ich habe mir den ganzen Wahnſinn meiner Neigung klar gemacht, die ganze Schwere meiner Schuld ... Da mögen andre wohl ſagen: ich liebe den Mann, weil er hübſch iſt, weil er gut iſt, weil er klug iſt oder auch umgekehrt, weil er häßlich, weil er dumm, weil er ſchlecht. Man kann einen Verbrecher genau ſo heiß lieben wie einen Heiligen. Das iſt ja alles ganz gleichgültig. Es iſt der eine Moment, der eine Blick, das eine Wort — der Kitt iſt da und bindet für ewig. Man kann ſich nicht mehr losreißen! Man verkümmert entweder in ſchwächlicher Moral oder man wird glücklich in mutiger Sünde ... Wer eben für mich kein Gold hat, für den habe ich auch keins. Ich liebe. Mögen alle andern mit Recht warnen, beſchwören, flehen. Ich liebe dich! ... Das iſt der gerade Weg jeden großen Gefühls. Nur daß man ihn nicht geht, tauſend Umwege macht und doch unfehlbar auf ihn zurückkommt ... Du, Georg, biſt eben der einzige Mann auf der Welt, der das Stück Gold hat, das ich gebrauche ... Je mehr

man grübelt, je mehr verſtrickt man ſich. Und als ich dich wiederſah, wiederſah durch einen dummen Zufall . . .“ Sie überlegte. „Ja, da ſprach doch etwas Aeußerliches mit! Es war der weiße Schnurrbart, das graue Haar. Das mag bei euch Familieneigentümlichkeit ſein. Du beſtätigſt es mir vielleicht ſelbſt. Ich glaub's doch nicht! . . . Ich habe dich noch kohlſchwarz gekannt, äußerlich ſicher zehn Jahre jünger, und ich ſagte mir beim erſten Sehen ſofort: Wer an einem großen Gefühl ſo ſichtbar krankt, der muß auch eines großen Gefühls wert ſein. Und große Gefühle werden noch immer große Herzen finden, dazu giebt's, Gott ſei Dank, auch bei uns noch Vollblut genug!“

„Eſther, ich wollte doch, ich wäre jünger! Ich liebe dich von ganzem Herzen. Ich habe auch noch genug, aber ich hatte einmal mehr . . . Es wird mir immer klarer, daß ich für dich nie zu viel haben kann. Und wenn ich je zu der Ueberzeugung komme, daß ich dir nur noch was Halbes bieten kann, und wenn uns beiden das Herz drüber bräche, den Schimpf thät' ich dir nicht an, mit etwas Halbem etwas Ganzes narren zu wollen. Dazu iſt das Leben zu lang. Die Lüge

käme doch einmal zu Tage. Und vor dir ſtehen zu ſollen und zu ſagen: verzeih dem weichherzigen Lügner! Nein und nie! — Ich ginge lieber, ich ginge ohne Abſchied, denn die ſchwerſte Wunde iſt noch immer beſſer als die weißeſte Salbe."

„Lieber Georg," ſagte ſie weich, „drei Jahre jünger! ... War da ſchon der Moment gekommen? Ich weiß es nicht, ich glaub's auch nicht. Die andre mußte erſt zwiſchen uns treten, vielleicht brauchen wir beide die Qualen, den Zweifel, um uns überhaupt wirklich finden zu können. Denn es giebt eine Beſtimmung, die will zwar den ehrlichen Kampf, aber ſie führt uns doch ſanft auf vorgeſchriebene Wege. Und wir können nichts andres thun, als unſre Leiden und unſre Freuden verkürzen oder verlängern ... Und bilde dir nicht etwa ein, daß ich dich hier wiederſehen und ſagen: nun will ich einen Liebeskranken mit neuer Liebe heilen — eins war! Dazu bin ich nicht barmherzige Schweſter genug. Im Gegenteil, erſt habe ich dich gemieden, inſtinktiv, dann habe ich dich gefliſſentlich geſucht, das Phantom zu zerſtören, dem ich nachjagte ... Faſt wär's geglückt! Aber als ich wußte, daß du es doch warſt, den ich ſuchte, und der immer bei mir

war . . . ja, Georg, da bin ich ſchwach und willenlos geworden wie andre Frauen und habe bei der Vorſehung gebettelt. Ja, ja, gebettelt! Es paßt allerdings nicht zu mir — aber ich that's doch . . . Und es muß einen Gott geben, der uns führt, denn gerade an dem Tage, wo ich am kleinmütigſten war, ward ich erhört . . . Küſſe mich!" fuhr ſie leidenſchaftlich fort, „küſſe mich! Es kann uns jeder ſehen. Vielleicht gerade darum. Ich gehöre dir ſchon heut allein — mögen's alle wiſſen . . . Ich habe auf einmal die Empfindung, als wenn ich jeden Augenblick noch nützen müßte, weil er nie mehr zurückkehrt." Er küßte ſie. Sie hielten ſich lange und feſt umſchlungen. Aber kein Späherblick zuckte zu den beiden herauf. Dann ſuchten ſie noch einmal all die lieben Plätze. Es war ein frohes Abſchiednehmen. Der kurzen Trennung folgte ja das lange Wiederſehen. So floſſen die Stunden im ſchönen Wahn.

Als ſie ſich endlich losriß, rieſelte die kalte graue Herbſtdämmerung auf die Düne nieder. Eſther ging raſch und allein zu ihrer Villa hinunter.

Georg ſah ihr voll Liebe nach. Noch einmal ſah er ganz die ſchlanke Geſtalt mit dem leuchten-

den Haar — zum letzten Male winkte die weiße Hand. Dann war ſie im Thal verſchwunden. Dühling ging langſam zurück zu der verſchwiegenen Stelle, wo ſie am erſten Liebesmorgen geruht. Die Wogen hoben ihre weißen Totenhäupter geſpenſtiſcher, und der Sturm orgelte unheimlich tief. Doch das Blinkfeuer leuchtete hell und glückverheißend von ſeinem düſteren Bollwerk. Dem Manne fiel es ein, daß ſie undankbar von dem Lichte keinen Abſchied genommen. Er nickte ihm ſtatt ihrer den Abſchiedsgruß.

Im Weggehen wollte er noch von dem Gebüſch, unter dem ſie geruht, einen Zweig haſchen; er haſchte ihn auch. Es war ein dürrer Zweig.

Zwölftes Kapitel.

Nach Mitternacht legte ſich der Sturm. Dühling erwachte von der plötzlichen Ruhe und horchte. Nur von fern klang noch das dumpfe Aufſchlagen der Brandung — ſo ein ſchwerer, unheimlicher Ton. Er ging ans Fenſter. Der Himmel war klar, und der unbewegte Zauberwald ſchwamm im weißen Mondlicht. Von der See her zuckten die Wogenkämme undeutlich auf und nieder. Er dachte an Eſther. Wo war ſie wohl jetzt? Er ſah die Schlafloſe, wie ſie im Gang am Fenſter des ſauſenden Zuges lehnte und ſehnſüchtig den fliehenden Oſten ſuchte. Das zärtliche Beſchützergefühl erwachte. Wenn er doch bei ihr hätte ſein können, auch ungeſehen! Es war ihm wider die Natur, daß eine geliebte Frau dem ſchwerſten Schritt ihres Lebens allein entgegenfahren mußte. Er berechnete die Stunden, bis ſie zurück ſein

konnte. Sie kam ja ſo ſicher zurück! Aber ſchlafen konnte er nicht mehr. Die Empfindung irgend eines ungeahnten, unentrinnbaren Unglücks ließ ihn nicht. Es war eine dumpfe Empfindung; ſie war grundlos, und doch ſcheuchte ſie die Vernunft nicht. Schließlich ärgerte er ſich über ſolch unbotmäßige Nerven.

Aber als er nach einem kurzen bleiernen Morgenſchlaf wie zerſchlagen erwachte, vermißte er das wilde Klagen des Windes. Der monotone Wogenſchlag allein hatte für ihn etwas Schweres, ſo was vom Schickſal ... Andre Laute! — Menſchenſtimmen — irgend etwas! Heute ſuchte er das flache Penſionsgeſpräch, das er ſonſt mied. Unten im Eßzimmer ſtanden junge Mädchen um eine kleine freundliche Dame, die den Aufhorchenden das Schickſal aus der Hand las.

„Die Lebenslinie iſt bei Ihnen allen recht hübſch lang, meine Damen. Sie ſind ja auch ſo jung!... Frau von Weſtrem habe ich übrigens auch mal in Königsberg das Horoſkop geſtellt: die Lebenslinie iſt bei der erſtaunlich kurz. Als wenn ſie jeden Tag, heute oder morgen ſterben könnte. Ich hab's ihr natürlich nicht geſagt. Sonſt hat ſie eine fabelhaft intereſſante Hand." ... Als ſie

Dühling erblickte, verſtummte ſie plötzlich und ſchlug dann lachend die jungen Hände weg, die ſich ihr neugierig entgegenſtreckten. „Ach, meine Damen, das iſt ja alles Unſinn! Man muß um Gottes willen nicht an dieſe Wiſſenſchaft glauben.“ ...

Dühling trat in den Kreis. „Soll ich vielleicht auch wahrſagen, Herr Rittmeiſter?“ fragte ſie liebenswürdig.

Dühling hielt ihr die Hand hin — eine ſchlanke, weiße Ariſtokratenhand, auf die er ein wenig eitel war.

Sie las. „O Herr Rittmeiſter, Sie werden uralt werden! Die Lebenslinie hört bei Ihnen überhaupt gar nicht auf. Und nachdem Sie Schweres erlebt haben, werden Sie gar nichts mehr erleben. Das verläuft bei Ihnen alles ſo ruhig! ... Und das trifft ein, Herr von Dühling, paſſen Sie auf!“ ſchloß ſie gutherzig.

Dühling dankte. Dieſe Zukunft war ganz nach ſeinem Geſchmack. Den Vormittag blieb er mit der Jugend zuſammen. Seine hübſche Freundin mied ihn zwar ſcheu, aber ſie brachte ihm doch noch einen letzten Gruß von Eſther, die ſie auf der Bahn getroffen. Es war ein harmlos vergnügter Vormittag. Nach elf Uhr kam der Brief-

bote. Die Gesellschaftsdame breitete die Post auf einer Tischecke aus. „Für Sie, Herr Rittmeister, ist heute ausnahmsweise viel. Drei Briefe!“ Sie reichte ihm sie liebenswürdig und dienstbereit wie immer.

Dühling sah nur den ersten und öffnete ihn sofort. Es war ihre Hand. Drei flüchtige Zeilen im Wartesaal noch rasch hingeworfen — aber es lag so viel Wärme drin, so viel mutiger Glaube. Wieder fiel ihm die scharfe, freie Linienführung auf. Keine Furcht, keine Reue! Die Schrift war wie sie selbst. Dann griff er zu den beiden andern. Ein schwarz geränderter Brief und ein rosa Billet. Er zuckte leicht zusammen. Er öffnete sie nicht, obgleich er die Schrift so gut kannte — die glatte, hübsche Schrift einer viel korrespondierenden Frau. Der schwarz geränderte hatte viele Irrfahrten gemacht, bis er in das abgelegene Seebad gelangte. Das rosa Couvert trug die richtige Adresse und war erst einen Tag alt.

Dühling stand sofort auf und ging mit den beiden Briefen in der Hand hinaus. Er spürte ein merkwürdiges Zusammenziehen in der Herzgegend. Erst jetzt hatte er sein Schicksal in der Hand — er wußte das genau ... Er zog im

Korridor langſam ſeinen Mantel an, ſetzte vor dem Spiegel die Strandmütze auf — er that das alles wie ſonſt, nur mit einem gewiſſen Ernſt.

Er ging den Strandweg entlang. Der kühle Septembertag machte ihn leicht fröſteln. Der Herbſt hatte die Bäume nun genug gezauſt und zeigte ein ruhiges, nüchternes Geſicht. Dühling ſetzte ſich auf eine Bank, den Blick nach der See. Er ſah die Brandung nicht — er ſah in ſich hinein. Er wußte, was in dem Brief ſtand. Der Trauerrand ſagte ihm alles. Die Excellenz war tot, die junge Witwe frei. Sie ſchrieb: hier haſt du mich — endlich bin ich dein! ... Sie konnte ja gar nicht anders ſchreiben ... Und alles kam zu ſpät. Beſtimmung! Jetzt konnte er nicht mehr zurück und wollte auch nicht mehr zurück. Er hielt, was er hatte. Und doch that es ihm furchtbar weh ... Wenn ſie ihm doch nur einmal geſagt hätte: „warte auf mich," er hätte gewiß keine andre Frau wieder geſucht. Wo er fühlte, war er auch treu. Statt deſſen immer nur das flehende: ‚Vergeſſen Sie mich! — Leben Sie wieder! — Sie ſind ja frei!' Es war die rührende Angſt einer Frau vor ſich ſelbſt, einer

Frau, die ſo fein geartet war, daß ſie lieber tödlich litt, als einen wertloſen Schwur brach. Eine Märtyrerin der Pflicht, eine Heilige ... Nun kam die mit geöffneten Armen, und er mußte ſie wegſchicken. Sie hatten beide keine Schuld. Und doch würde eine Frau nie begreifen, daß er ſich, mutlos geworden, in die Arme einer andern flüchten konnte, von der Liebe zur Liebe. Der Trauerbrief konnte noch nicht die Antwort auf ſeine Beichte ſein — der Poſtſtempel datierte eine Woche zurück — die war das roſa Billet, der eiſige Glückwunſch eines qualvoll zuckenden, aber ſtolzen Herzens ... Er hätte die Worte ſagen können, die in den beiden Briefen ſtanden — er kannte die Frau ja beſſer als ſich ... Und dennoch zauderte er noch immer mit dem Leſen. Es war nicht Schwäche. Er wollte nur mit Herz und Kopf ſich erſt ganz klar werden. Und beide ſagten ihm auch: „Halte, was du haſt!“

Endlich brach er das Siegel.

„Mein Freund!

Dieſer Trauerrand ſagt Ihnen wohl, welchen Verluſt ich beklage. Mein Mann iſt ſchon ſeit Wochen tot, wie Sie vielleicht aus den Zeitungen wiſſen. Und ich habe lange, lange gezögert, ob

ich Ihnen überhaupt etwas andres ſchicken ſollte als die gedruckte Anzeige. Aber ich bin Ihnen doch wohl eine Beichte ſchuldig ... Wiſſen Sie, warum ich über ein Jahr lang ſchwieg? — Jetzt ahnen Sie es wahrſcheinlich. Ich wollte Sie ſchonend wie die beſte Schweſter auf das vorbereiten, was ich heute ſagen muß. Mein Freund, ich habe Sie noch heute ſehr lieb; aber Sie ſind meinem Herzen nie etwas andres geweſen, als was Sie jetzt noch ſind: der liebſte Freund ...

Verurteilen Sie mich deswegen nicht, belächeln Sie mich auch nicht, weil das Intereſſe für mich längſt vorbei iſt. Ich habe Ihnen zwar niemals direkt geſagt, daß ich Sie wieder liebte, wie Sie mich liebten, aber ich habe Sie doch getäuſcht, gefliſſentlich getäuſcht zuletzt, weil mich der Strom Ihres Gefühls vielleicht etwas mitriß und mehr noch, weil ich wußte, daß Sie die Wahrheit nicht ertragen hätten damals. Mein Freund, es war die Lüge eines guten Herzens, die mir dennoch viele Qualen bereitet hat und die ich mit tauſend Thränen wohl nun genug gebüßt habe ... Solange er lebte, durfte ich Sie in dem ſchönen Wahn laſſen. Beſtärkt habe ich Sie ja nie darin! Und wenn ich Ihnen auf Ihr Drängen ſchrieb

daß Sie mir lieb wären wie einſt, ſo wiſſen Sie nun, daß ich gewiß nicht log. Mein Gefühl für Sie bleibt dasſelbe — die uneigennützigſte, reinſte Freundſchaft für ein ganzes Leben! ... Sind Sie damit zufrieden? Ich denke, Sie könnten, Sie müßten es ſein! Vielleicht ſcheint es Ihnen zu viel, Sie haben mich vergeſſen und verſtehen eine Treue nicht mehr, die unentwegt auch dann noch weiter giebt, wo ſie nicht verlangt wird ... Oder Sie überſchütten mit bitterm Hohn eine Unglückliche, die kein andres Unrecht begangen, als Ihr beſtes Gefühl zu wecken. Ich ſehe den ſcharfen, böſen Zug um Ihre Mundwinkel zittern. Er hat mir manchmal wehe gethan, doch ich wußte ja, daß er ein gutes Herz nur ſcheinbar verdunkelte ... O, Sie ſind nicht tot oder vergeſſen, wie Sie vielleicht wähnen!

Während ich ſchreibe, ſehe ich Sie ſo deutlich vor mir: das immer etwas hochmütige Geſicht, die weichen Augen, Haare und Schnurrbart ſo unheimlich brünett wie bei Südländern. Sie ſahen immer viel jünger aus, als Sie waren, und ich erinnere mich genau des verwunderten Ausrufs einer Bekannten: ‚Seit wann werden Secondleutnants Brigadeadjutanten!‘ ... Sie müſſen

noch eben ſo jung ausſehen wie damals, Sie können ſich gar nicht verändert haben, während an einer Frau drei Jahre Seelenqual nie unbemerkt vorübergehen.

Ich denke an die unzähligen Freundlichkeiten, die Sie mir erwieſen, ich muß aufſtehen, die wohlverwahrte Roſe zu holen von unſerm letzten Feſt. Ich lege ſie neben mich, ich ſpüre den Duft, als wäre ſie erſt heute gepflückt ... Ja, ich danke Ihnen von Herzen noch einmal für alles! Sie ſehen, ich ſchwelge förmlich in traurig-ſchönen Erinnerungen. Vielleicht floß auch damals mir unbewußt ein andres Gefühl mit, und Sie ſahen es und nennen mich jetzt flatterhaft und treulos. Wenn je eine ſündige Regung für Sie mein Herz durchbebte, ſie iſt dahin. Und nur die Reue blieb, jemals einem lieben Menſchen ſo wehe gethan zu haben.

Wir waren in dieſem Sommer an der Nordſee. Auf dem Molo ſtand ein Leuchtturm mit einem ſogenannten Blinkfeuer. Ich ſah es gern und dachte dabei viel an Sie. Das feige, rote Glimmen kam mir ſo vor wie die heimliche Sünde, und ich war jedesmal froh, wenn das große helle Licht wieder flutete. Für Sie, mein Freund, glimmt nichts mehr heimlich, es leuchtet alles nur

rein und offen ... Verſtehen Sie mich auch? Wollen Sie mich auch verſtehen? ... Mein Mann iſt tot, und alle mögen denken, daß ich ihn betrog, während ich nur mich ſelbſt betrog. Klatſchereien ſind mir gleichgültig. Aber, ob Sie mich nun vergeſſen haben oder nicht — ich muß Ihnen doch angeſichts dieſes Toten ſagen, daß ich eine andre war, als ich ſchien: eine Beſſere. Alſo keinen Groll! Ich hege ja auch keinen. Thäten Sie es aber dennoch, ſo wäre es Ihrer nicht würdig und trübte das Bild in meinem Herzen. Aber auch dann will ich's tragen und Ihnen ſo herzlich zurufen wie damals: Auf Wiederſehen in beſſeren Tagen! Ihre treue Maria.

P. S. Wünſchen Sie es durchaus, ſo ſchreiben Sie mir zuweilen. Aber nicht oft und nicht in dem Ton, der mein Gefühl verletzt. Verzeihen Sie! Aber es war in Ihren Briefen immer etwas, vor dem ich inſtinktiv zurückzuckte. Das darf nicht ſein! Das entwürdigt, was ich für Sie empfinde, jetzt, wo ich frei bin, erſt recht ... Ich ſchicke den Brief an Ihr altes Regiment. Ich weiß nicht, wo Sie ſind. Herr von Weſtrem, der nach Ihnen unſer Adjutant war und ein mir beſonders ſympathiſcher Menſch, weil er ſo viel

Gutes von Ihnen erzählte — leider der Gatte einer maßlos hochmütigen und herzenskalten Frau, wie das beim Millionenadel für chic gilt; wegen ihres unglaublichen Benehmens mußte auch der ſonſt ſehr fähige Offizier abgelöſt werden — alſo Weſtrem meinte im Frühjahr, daß Sie in Algier oder Marokko reiſten. Hoffentlich treffen Sie dieſe Zeilen in beſter Geſundheit."

Dühling las den Brief zu Ende und öffnete ſofort den zweiten.

„Mein lieber Herr von Dühling!

Viele, viele herzliche Glückwünſche! Ihr Brief verletzte mich nicht — ſind Sie doch glücklich! Sie haben den ſchwerſten Alp von meiner Bruſt genommen. Ich antworte mit wendender Poſt. Und was ich von der Frau geſchrieben habe, vergeſſen Sie es, bitte, bitte! Ich freue mich ſo herzlich, ihr unrecht gethan zu haben! Meine Freundſchaft für Sie bleibt natürlich unberührt. Was ich gebe, gebe ich ganz. Noch einmal viel Glück und abermals viel Glück!

Stets

Ihre Maria von ...."

Es waren zwei liebe, gute Briefe. Keine barmherzige Schweſter hätte ſchonender ſein können.

Ein Feingefühl, eine Zartheit! Wer ſie las, mußte den Mann um ſolches Freundesherz beneiden.

Georg von Dühling fühlte wohl ähnlich, denn er faltete die Briefe ſorgſam zuſammen und barg ſie in einer Bruſttaſche. Aber er ſagte doch gleich darauf mit hartem, häßlichem Lächeln: „Alſo darum Räuber und Mörder — wenigſtens in der Phantaſie!“ Er ſtand langſam auf und reckte ſich, dann ſah er gleichgültig aufs Meer. Eine mißfarbene, ölige Flut, lange Wellen mit ſtumpfem Glanz; der Leuchtturm auf ſeinem Vorgebirge ein graues, hageres Geſpenſt. Der Mann nickte: „Ja, ja, höhne nur noch! Du biſt ausgelöſcht, und ich brauche dein Licht auch nicht mehr!“

Leute kamen, die kleine Dame, die ihm geweisſagt hatte, darunter. Er ging mit ſtummem, höflichem Gruß an ihr vorüber. Sie ſah ihm verwundert nach. Er fühlte das und verſuchte raſcher, elaſtiſcher zu ſchreiten, doch die Füße wollten nicht. Er ging wie ein alter Mann. Und wenn er ſich ſelbſt hätte ſehen können mit dem weißen Haar, dem ſcheuen Blick! Was Jahre vergebens unterminiert hatten, ſank in einer kurzen halben Stunde zuſammen. Georg von Dühling war wirklich alt! ... Als auf dem Strandwege

wieder Leute kamen, bog er ſofort in den Zauberwald ein. Derſelbe Pfad, den ſie geſtern gegangen, an dem Keſſel vorbei, wo bei jedem Tritt die Sandkörner rieſelten, an der Bank vorbei, wo ſie zuletzt geſeſſen, bis zu dem Platz zwiſchen Feld und Buſch, wo ſie am erſten Morgen liebend geruht.

Dort blieb er ſtehen. „Ich ſie verhöhnen?“ murmelte er achſelzuckend. „Du lieber Gott! Was hat ſie denn gethan? Nichts, als was vernünftig und gut war ... Der uneigennützigſte Freund! ... Wie hübſch das klingt! ... Hm ... hm ... Freilich, das habe ich nie für ſie gefühlt, nie gewollt, das konnte, das mußte ſie wiſſen. Ein wenig weniger Feingefühl und ein wenig mehr Mut! ... Ja, ja, Maria! Das wäre hübſcher geweſen und hätte dir den ſchweren Brief erſpart. Aber ſie konnte ſicher nicht anders ... Ich werde mich wohl abſonderlich benommen haben, albern, winſelnd, wie ein kranker Köter. — Da blieb alſo nichts andres übrig als das Mitleid ... Mitleid von Frauen! Ich habe das immer ſo ſehr geliebt ...“ Er ſchüttelte ſich in Ekel. „Ich fühle einen Brechreiz, wenn ich daran denke. Mitleid von der Frau!“ Er hielt wieder inne und ſtarrte auf den Boden. Nur nicht un-

gerecht, Georg! Sie glaubte ja ihr Beſtes gethan zu haben ... Und wenn ich ſie ſah, wie ſie nicht war? ... Ja ... der andre iſt immer unſer Geſchöpf, iſt immer das, was wir in ihn hineintragen ... Aber ſollte ich ſo blind geweſen ſein, daß nur die reizende Geſtalt, die weiche Stimme, das müde Lächeln mich verführten? Stattete ich nur einen hoffnungslos leeren Reliquienſchrein mit dem Heiligſten, Beſten aus — ein Verſchwender ohnegleichen? Nein ... Es war wohl alles da, was ich ſuchte — nur leider nicht für mich ... Aber daß ich's nicht merkte, daß dieſer Brief noch nötig war ..."

Dühling war kein Poet. Aber das Meer war ſo nahe, und der Vergleich kam von ſelbſt. Kann man der kleinen, im Sonnenlicht glitzernden Welle böſe ſein, die den angeſchwemmten Blütenzweig lachend ſchaukelt, flüſternd koſt? Die kleine, liebe Welle! Sie meint's ja genau ſo ehrlich wie die große Woge, die den thörichten, welkenden Blütenzweig aufs Ufer ſchleudert und einſam zurückrollt ins Meer.

Aber wie er ſich ſo ſah als das, was er war: ein armer, bethörter, verſchwendender Thor, brannte ihn die Röte der Scham. Er warf ſich

unter dem Buſch nieder: „Herr Gott, warum mußte es ſo kommen, warum muß ich ſo enden? Das Beſte vergeudet um nichts, um eine billige Freundſchaftsphraſe! ... Denn der Brief iſt dürr und vernünftig, ein Hohlſpiegel, der klein und mißgeſtaltet das Große, Schöne zurückgiebt, das er nicht anders faſſen kann!“ ... Er war ungerecht, er wollte es ſein. Das letzte Aufbäumen ſeiner Perſönlichkeit, das letzte Aufflackern eines großen Gefühls ... Die Scham, ſo klein bewertet zu ſein mit ſeinem beſten Golde! ... Er wollte der Frau ſofort ſchreiben, ſeine Briefe zurückverlangen, die ihr nichts andres ſein konnten als peinlich, zudringlich, eine ſchmutzig heiße Flut, vor der man den Kleiderſaum hebt. Der Freundesbrief in ſeiner Taſche ſengte ihm die Haut ... Eine Heilige angebetet, die nur vernünftig war, einen Feuerſtrom verſchwendet an einen glatten Block! ... Was war er der Frau, was mußte er ihr immer geweſen ſein? — Ein Wahnſinniger, den man beizeiten abſchiebt, weil man ſeine Tobſucht fürchtet, ein Tier, das man ſtreichelt, damit es nicht beißt ... Und Dühling lachte laut auf, um dann wieder achſelzuckend zu denken: ‚Du biſt noch immer der Narr!‘ — Er wußte

ja ſo genau, daß jeder Brief nach der quälenden Lektüre verbrannt war, weil er kompromittieren konnte, weil er wirklich häßlich war, und daß ſie nur die welke Roſe behalten, weil die nichts ſagte — aus einer gewiſſen Frauenſentimentalität heraus, einem gewiſſen Mitleid ... „O Georg, ſo tief biſt du 'runtergekommen — und das erkennen erſt als alter Kerl, wo es kein Zurück mehr giebt!“

Er dachte kaum an die andre, die Beſſere, die Stärkere, die ihn wieder jung gemacht, die ihm neues Leben eingehaucht. Wie einem Sterbenden, ſo zog ihm noch einmal alles vorüber, was er für die erſte gefühlt, gelitten. O, die drei Jahre waren ſchrecklich lang! Die alte Wunde riß noch einmal ganz, ein unreiner Strom ergoß ſich — Blut, Eiter, ätzendes Gift. Der alte Menſch biß ſich die Lippen blutig, weil er das Brennen kaum ertragen konnte. Er konnte nicht verſtehen, daß man an ſolchen Enttäuſchungen nicht ſtirbt. Nein, er ſtarb nicht! Die Wunde zuckte, ſchloß ſich — ſie ſchloß ſich über einem leeren Raum.

Er mochte Stunden im Kampf auf derſelben Stelle gelegen haben, wo er einſt ſo glücklich ge-

weſen war. Als er aufſtand, war er ruhig, faſt kalt. Der Krater war ausgebrannt, der Lavaſtrom verſiegt. Der Mann ſah wieder ganz klar, was ihm noch zu thun übrig blieb. Er würde noch heute an Eſther ſchreiben, noch heute abreiſen.

Es war kein Undank, kein Verrat. Es war der einzige Weg, die einzige Pflicht. Er wußte ſo gut, was er verließ — die letzte Jugend, die letzte Hoffnung, ſich ſelbſt. Der Schiffbrüchige ſtieß dennoch entſchloſſen die Planke zurück, die ſich ihm bot. Vorhin im letzten Moment des Ringens, da, wo er das Zucken der Wunde am brennendſten ſpürte, hatte ſie ihm allein vorgeſchwebt, die heiße Heilige, die ſündigt, weil ſie liebt. Er hatte ſie erkannt, er hatte zu ihr gefleht. Sie hatte ſich liebend zu ihm geneigt, im Leuchten ihrer Augen wollte die alte Kraft erwachen. Es war, als wenn eine ſtarke, ſchöne Hand die Wundränder zuſammenpreßte, er fühlte die heilende Nähe, das Fächeln des Glücks ... Die Wunde ſchloß ſich auch, er wurde geheilt — aber um welchen Preis!

Er ging ruhig nach Hauſe und ſchrieb ſofort ſeinen Brief.

„Meine liebe, liebe Esther!

Noch einmal fliehe ich zu Dir.

Anbei die zwei Briefe von der andern. Lies sie zuerst! — Du wirst diese letzte Indiskretion nicht ungeheuerlich finden. Es gilt ja nur der Sache, nicht der Person. Es ist die Quittung über ein sinnlos verschwendetes Vermögen. Eine Heilige überreicht sie mir — sanft, liebevoll. Sie hat keine Ahnung, daß ich damit entmündigt bin, auf das karge Jahrgeld gesetzt, von dem der Durchschnitt vielleicht noch sehr gut lebt, von dem ich aber gerade noch vegetieren kann. Lies und versteh!

Ich reise noch heute ab, und wir sehen uns nie wieder. Es war also doch unser letzter Tag ... Was mir dabei durch die Seele geht, verstehst du allein. Der Fall war zu tief, als daß ich mich noch einmal erheben könnte. Ich will auch nicht mehr — ich bin müde, alt. Ich habe an der Riesenenttäuschung genug, als daß ich noch stufenweise all die kleinen erleben möchte ... Sie konnte mir alles schreiben — das nicht! Der Bettler sieht sein ärmlich Bild darin zu klar. Eine Welt voll Gefühl für eine dürre, unanfechtbare Phrase! Wer mehr daraus lesen will, der muß eben weniger dabei fühlen. Ich grolle ihr

nicht etwa. Sie kann doch nicht geben, was sie für mich nicht hat. Ich bedaure sie mehr — denn so liebenswürdig korrekte Naturen sind doch keines starken Gefühls fähig. Sie finden schon das warme Kaminfeuer, an dessen milder Flamme sie das Leben hindämmern, freundlich gebend, freundlich empfangend. Temperierte Gefühle sind ja die Garantie des Glücks. — Aber seit gestern habe ich ein Grauen vor diesen temperierten Gefühlen! Sie mögen ja das Beste für den Durchschnitt sein, zu dem ich auch heute noch nicht gehöre.

Wenn ein Mann von einem hohen Turm plötzlich herunterstürzt, wird er nicht gleich seelenvergnügt weiterlaufen, so weiche Teppiche auch unten für ihn ausgebreitet sind. Er bricht sich das Genick oder bleibt zeitlebens Krüppel. Den letzteren Vorzug habe ich. Und den kümmerlichen Rest von einem ganzen Menschen möchte ich Dir nicht anbieten. Ich könnte es — und das Mittelmaß wird meinen Eigensinn unbegreiflich finden — aber ich will's nicht, ich will's um Deinetwillen nicht, Esther. Nur um Deinetwillen! Dem siechen, alten Menschen läge es wohl nahe, das müde Haupt in Deinen weichen Schoß zu betten und zu sagen: ‚Heile mich!' Der Rekonvalescent aus

ſchwerer Krankheit nahm den heißen Lebenstrank gern, den Du ihm boteſt — der Krüppel müßte ſich an ihm verbrennen. Ich will Dir den Krüppel aber nicht zumuten. Darum gehe ich, ohne die wiedergeſehen zu haben, nach der ich mich doch allein ſehne. Ich fürchte meine Schwäche und Dein Mitleid. Nichts Halbes! Nicht wahr? Der alte Pakt beſteht noch und ſoll beſtehen. Was ich auch rette, was auch wiederkommt, nach geſtern wird es nie genug ſein, um auch Dir genug zu thun. Mein Leben dünkte mich ein großer Roman, und es war nur eine kleine Novelle.

Aber was ich Dir noch ſagen muß, geliebte Frau: wo alles um mich ſank, Dein Bild blieb unberührt. Du biſt im Grunde doch das einzig große Gefühl meines Lebens. Heute, wo ich Dich nicht mehr habe, fühle ich das ſtärker als geſtern, wo ich Dich noch beſaß. Ich verwechſelte nur die Perſonen und gab einer Maske, was ich dem Menſchen, einer Freundin, was ich der Geliebten hätte geben ſollen ... Daß ich gehe, zeigt nur, wie hoch Du ſtehſt! Zu einer gleichgültigen Frau könnte ich auch heute noch fliehen — zu einer geliebten nicht.

Ich werde nicht etwa einen Verzweiflungs-

ſchritt thun, das muß man aus der jungen Kraft der Empörung heraus thun, nicht aus der müden Erkenntnis eines verfehlten Lebens.

Ich weiß nicht, was Du thun wirſt. Oder weiß ich es doch? ... Aber thue, was Dir gut ſcheint — gleichgültig, was. Ich ſage nicht: Lebe! Ich ſage nicht: Stirb! — Aber Dein Schickſal iſt das meine, und wir werden uns immer verſtehen. Lebend oder tot wird Dein ſchönes, blaſſes Haupt der heiße Heiligenſchein umflammen. Die tiefe Glut läßt mich wieder den Gott ahnen, den ich der andern wegen leichtfertig verließ. Ich küſſe noch einmal Deine ſchmalen, ſtolzen Lippen.

Leb wohl, Eſther, leb wohl — und vergiß mich nicht!

Georg.

P. S. Verbrenne die beiden Briefe ſofort! ... Auch keinen Groll für ſie! Sie verdient ihn nicht. Sie hat es in ihrer Weiſe ja herzensgut mit mir gemeint. Es war eben nur das vernünftigere Genre, die andre Geſichtswelt."

*

Dühling ſiegelte den Brief, ohne ihn noch einmal durchzuleſen, und brachte ihn ſelbſt nach der abgelegenen Villa. Dann depeſchierte er an

ſeinen Gutsinſpektor wegen eines Wagens zum Nachtzuge, packte ſorgſam und verabſchiedete ſich liebenswürdig von allen Menſchen der Penſion. Sie lächelten und wünſchten ihm Glück. Er fuhr ja doch einer angebeteten Frau entgegen!

Als er um ſechs Uhr abends, vom Schriftſteller begleitet, nach der Bahn ging, wunderte er ſich, daß der ſo ſchweigſam neben ihm her trottete. Nur zum Abſchied ſagte er: „Leben Sie wohl, Herr von Dühling ... Nun weiß ich auch, wie mein Roman enden muß: Litauen und Herbſt."

Dühling lächelte müde: „Sie könnten recht haben. Aber ſchreiben Sie lieber eine Novelle."

In dem ſchmalen Rauchcoupé ſaß der Gnom. Es war wie eine letzte Ironie des Schickſals. Er und der fade Burſche reiſten zugleich ab. Doch die Geſellſchaft irritierte ihn nicht. Er grüßte höflich, und der Gnom dankte verwundert. Dühling blieb an dem offenen Fenſter ſtehen. Er ſah noch einmal fern das graue, kalte Meer ſchadenfroh gleißen, von einem froſtigen Abendrot überhaucht. Er ſtand und ſchaute, bis das Samland in Dämmerung verſank. Dann ſetzte er ſich und verſuchte zu ſchlafen — er ſchlief auch.

Als um Mitternacht an der kleinen Station

der alte Kutſcher die Treſſenmütze lüftete, ſagte Dühling freundlich: „Nun bleiben wir wirklich im Lande, Friedrich, und bauen unſern Kohl, wie der ſelige Herr auch.“

Der alte Mann lächelte, die Jucker zogen an. Die weite litauiſche Ebene that ſich auf. Melancholiſche Weiden, herbſtlicher Wald. Es wehte eiſig. Der Majoratsherr auf Berten wickelte ſich in ſeine Reiſedecke, und während auf holprigen Lehmwegen die Tiere ſchnaubend heimwärts drängten, dachte er immerfort: ‚Ob ſie mich wohl verſtehen wird?‘

*

Und ſie verſtand ſo gut!

Am nächſten Mittag war ſie gekommen, von der ſchwerſten Sorge frei. Ihr Mann willigte in die Scheidung. Und den Vorwand für das Geſetz wollte ſie ſchon finden. Sie war ſofort nach ihrer Villa gegangen, mit einem Umweg über die Düne, weil ſie den Geliebten ja doch treffen mußte, und ſie war etwas verwundert, als ſie ihn nicht traf.

Zu Hauſe fand ſie den Brief. Sie las und ſaß wie erſtarrt. Plötzlich ſprang ſie auf: „Das kann nicht ſein! Ich will ihm nach, ich muß ihn finden!“ Das war aber nur ein Moment. Nach-

dem ſie noch einmal ſorgfältig geleſen, ſagte ſie ruhig: „Ich wußte es ja. Sie hat ihn nie geliebt! Auch er hat recht, er konnte gar nicht anders handeln ... Er hat mich gewiß geliebt — und blieb der vornehme Menſch, der er immer war. Aber ich weiß auch, was ich zu thun habe. Nur nicht den Tag überleben!“ — Wem die Sonne einmal ſo hell geleuchtet wie ihr, der verträgt ein ewiges Grau nicht mehr. Sie überlegte nicht lange, ſie ſchwankte nicht, der Entſchluß zum Tode war unentrinnbar. Nur das Wie. — Es durfte kein häßlicher Selbſtmord ſein — ein unglücklicher Zufall, ein fataler Sturz ... Wo ein Wille iſt, iſt ja auch ein Weg. Noch im Mantel, den Reiſehut auf dem Kopf, ſchrieb ſie ihm die paar aufklärenden Zeilen, daß ſie ihn immer geliebt habe und lieben werde, daß ſie wahllos treu ſei auch jetzt. „Und darum gehe ich, Geliebter, ich bin unnütz hier. Du haſt recht in allem. Ich danke Dir ... Ich werde Dich auch da drüben nicht vergeſſen! ... Adieu.“

Sie trug den Brief ſelbſt zur Poſt. Im Dorfe begegnete ihr das junge Mädchen, Dühlings Freundin. Sie gingen eine Strecke zuſammen: „Sie ſind nicht mehr wie ſonſt, Fräulein Melitta.“

„Ja, gnädige Frau.“ Sie wurde rot und druckſte über einer Antwort. Endlich ſagte ſie faſt hart: „Es ſchickt ſich zwar nicht für mich, und die Frage iſt mir ſchrecklich — aber iſt es wahr, daß Sie mit Herrn von Dühling ein Verhältnis haben?“

„Wer ſagt Ihnen das?“

„Es ſagen's alle.“

Die Frau ſah ruhig lächelnd in das etwas empörte braune Auge. „Liebe Melitta, da müßte ich Ihnen eine lange Geſchichte erzählen, die Sie kaum verſtehen würden. Das aber kann ich Ihnen getroſt verſichern, daß, wenn man nicht häßlichere Sünden auf dem Gewiſſen hat, man noch immer ſelig wird. Es kommt im Leben nicht darauf an, was man thut, ſondern wie man's thut. Und wer immer er ſelbſt bleibt, der verliert ſich nie.“

„Gnädige Frau, Sie ſind auf einmal ſo feierlich,“ ſagte das junge Mädchen etwas betreten. „Ich würde auch nicht etwas ſo Unpaſſendes gefragt haben, wenn's nicht überall geſprochen würde, und wenn ich Sie nicht immer ſo verehrt hätte... Sind Sie mir auch nicht böſe?“

„Liebes Kind... Sie waren ja nur ehrlich...“

Sie waren zu den Teichlinden gekommen. Das Laub gelb, das Waſſer kaltblau.

„Wo wollten Sie eigentlich hin, Melitta?“

„Ich wollte eigentlich nach der See. Es ist nicht besonders windig, aber eine mächtige Brandung seit heute früh.“

Die Frau sagte darauf langsam: „Man könnte auch noch mal baden.“

„Aber es ist doch so spät im Jahre.“

„Und ich werde doch baden.“

„Dann werde ich Sie oben auf der Düne erwarten, gnädige Frau.“

„Ja, warten Sie nur!“

Sie gingen nach der Düne. An der Treppe des Damenbades trennten sie sich. Esther drückte dem jungen Mädchen noch einmal die Hand: „Also vergessen Sie nicht: sich selbst treu bleiben — das ist im Glück wie im Unglück der ganze Witz.“

„O gnädige Frau, davon müssen wir nachher noch sprechen!“

„Vielleicht.“

Es war ein kalt grämlicher Tag. Der Strand stumpf gelb, die Badebuden trist, die Wogen rollten lang und schwer über die schwarzen Pfähle des Bades. Dahinter lag eine Sandbank. Eine riesige Brandung bäumte da weiß auf.

„Aber heute dürfen Frau Baronin nicht so

weit 'raus — die See zieht unheimlich," meinte gutmütig die Wartefrau.

„O, laſſen Sie nur, ich weiß ſchon Beſcheid."

„Und warum gehen Frau Baronin immer mit dem Armband ins Waſſer? Man verliert's ſo leicht."

„O nein! Solange ich lebe, bleibt es an meinem Arm."

Und ſie ging ſchlank und weiß, mit ihrem anmutigen, wiegenden Schritt über den Strand in die See. Sie ſchauerte leicht — das Waſſer war ſo kalt. Aber ſie überwand das ſchnell und ging weiter, immer weiter, von den Wogen bald gedrängt, bald gezogen — dem Brandungsgürtel zu ... Jetzt ein Schrei vom Ufer — noch einer — der wütende Waſſerſturz erſtickte ſie. Eſther von Weſtrem ſchloß im Augenblick die Hände über dem Kopf und tauchte in den Giſcht. Jetzt war ſie allein, gerettet. Es gab kein Zurück. Sie fühlte noch, wie oben die Brandung gewaltig riß und unten die See heimtückiſch zog. Sie verſuchte inſtinktiv zu ſchwimmen. Aber eine Woge hatte ſie ſchon gefaßt, hob ſie empor, ſchleuderte ſie hinab; ſie trieb willenlos wie das Stück Holz, das neben ihr tanzte ... Wohl rang ſie — es ſchien ihr immer das beſte, im Kampfe unter-

zugehen. Dann zuckten die Lichter vor ihren Augen. Eine Woge ſchlug ihr über den Kopf — eine zweite — eine dritte. Die Beſinnung begann ihr zu ſchwinden. Noch einmal hob die Woge ſie hoch empor, noch einmal leuchtete das rote Haar, ſtreckte ſich wie hilfeſuchend der ſchlanke Arm mit dem Amulett. Darauf ſank ſie jäh. Mit dem letzten Blick hatte ſie das Blinkfeuer von Brüſterort geſucht, und nur der graue Turm ſtarrte ſie leblos an. Da ſchloß ſie die Augen — und war frei.

Am Strand lief die Wartefrau mit gerungenen Händen auf und ab: „Ach Gott, ach Gott ... Warum mußte ſie auch ... Aber ſie war ja immer ſo ...“ Auch das junge Mädchen kam, des Wartens müde, endlich herunter. Die Wogen rollten, die Brandung ſchäumte, aber das Meer gab nicht einmal die Tote zurück.

Es war ein ſo großes Unglück, daß ſelbſt die Verleumdung verſtummte. Bis zum Abend wallten die Scharen der Neugierigen. Sie wollten alle die intereſſante Stelle ſehen.

Und das Blinkfeuer flammte und glimmte auf ſeinem düſteren Bollwerk. Es war das alte trügeriſche Leuchten.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Der erste Roman von

Max Dreyer

Ohm Peter

Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Willy Rath in der „Täglichen Rundschau", Berlin: „Eine außergewöhnliche Romandichtung von bleibendem Wert. Das Beste wird nur in feinen Dämmertönen gemalt. Dabei verliert das Werk sich keineswegs in verschwommene Gefühlsseligkeit. Vielmehr klingt es sehr irdisch-kräftig aus der Schilderung der knorrigen Umweltpersönlichkeiten und der Kämpfe, die Ohm Peter mit den Wettern und mit seinem geliebten Meer besteht. Vor allem sind Kern und Sinn dieser ganzen Prosadichtung das Gegenteil von unmännlicher Selbstaufgabe. Und darum ist dies Kunstwerk auch ein gutes Lebensbuch."

Dr. J. V. Widmann im „Bund", Bern: „Ein von einer tiefen und schönen Weltanschauung erfüllter und getragener Roman mit Darlegung aller zartesten und besten Gefühle sowohl eines rechten Mannesherzens wie auch eines noch halb ahnungslosen Kindesherzens überaus fein ausgeführt. Unter allen Umständen kein Dutzendroman, sondern das Werk eines Dichters."

Staatsanzeiger, Stuttgart: „Ein Roman von bestrickendem Glanz der Darstellung, von origineller Kraft, kurz das Werk eines Dichters. Mit Genuß folgt man der Erzählung, die uns keine auffallenden Geschehnisse, keine wunderlichen Verwicklungen bietet, aber von blühendem, kräftigem Leben strotzt. Alles in allem eine der bedeutendsten Hervorbringungen dieses Jahres, die auch darum mit Genugtuung erfüllt, weil Dreyer nun auf einem andern Gebiet als dem des Dramas die Nachhaltigkeit seiner dichterischen Begabung überzeugend dargetan hat."

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

MAR 25 1916

APR 1 1916

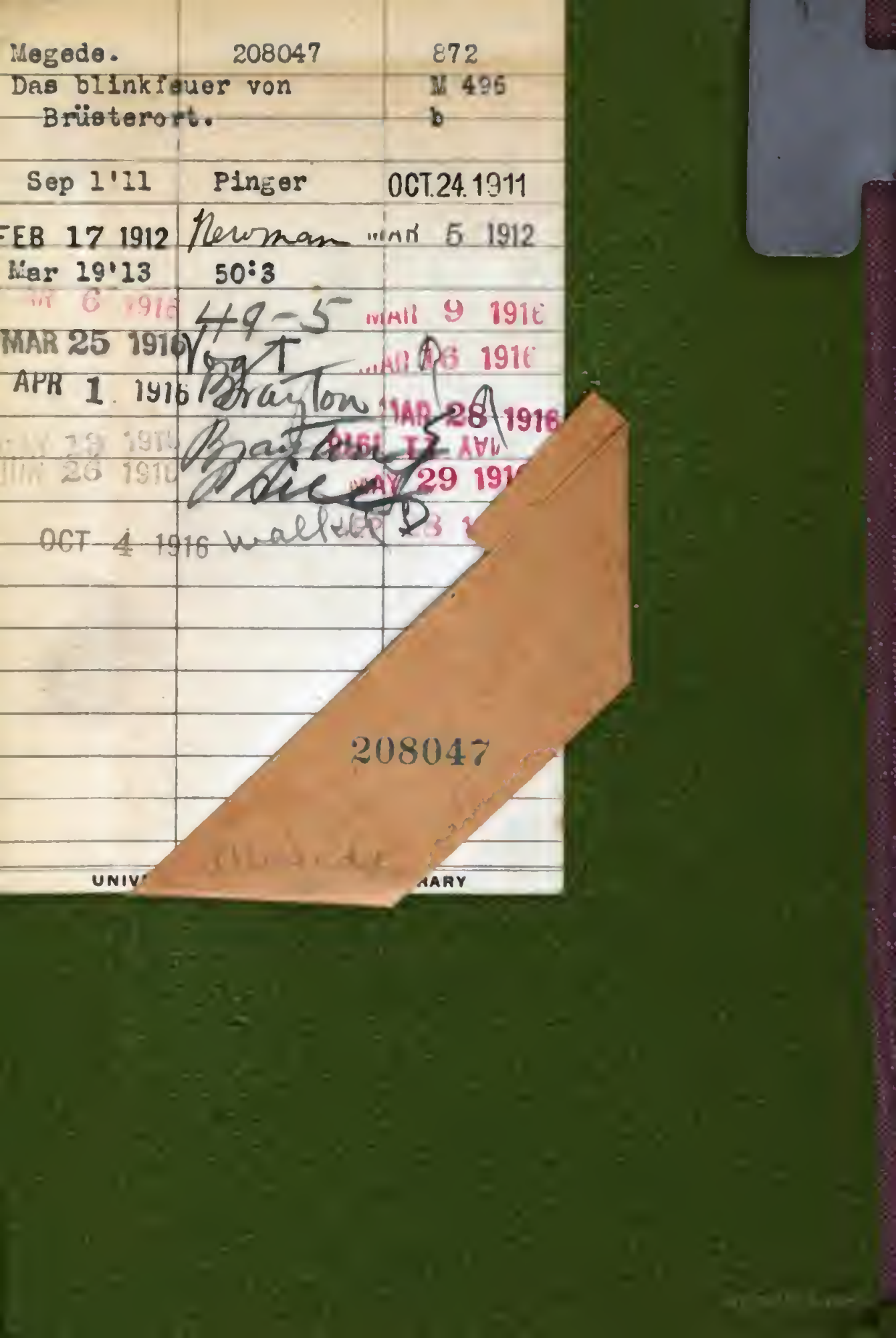
OCT 4 1916

6Feb'64 [illegible]

REC'D LD

JAN 25'64 -4 PM

30m-1,'15


Megede.
208047
872
Das blinkfeuer von
M 496
Brüsterort.
b
Sep 1'11
Pinger
OCT 24 1911
FEB 17 1912
Newman
MAR 5 1912
Mar 19'13
50:3
MAR 6 1916
49-5
MAR 9 1916
MAR 25 1916
MAR 26 1916
APR 1 1916
Brayton
MAR 28 1916
MAY 29 1916
JUN 26 1916
OCT 4 1916
208047
UNIV
RARY